













FRIEDRICH



601110

ONJETSCHKE



Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/eccehomo00niet_0

ECCE HOMO

WIE MAN WIRD – WAS MAN IST



VORWORT

IN VORAUSSICHT, DASS ICH ÜBER KURZEM MIT der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muß, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerläßlich, zu sagen, *wer ich bin*. Im Grunde dürfte man's wissen: denn ich habe mich nicht „unbezeugt gelassen“. Das Mißverhältniß aber zwischen der Größe meiner Aufgabe und der *Kleinheit* meiner Zeitgenossen ist darin zum Ausdruck gekommen, daß man mich weder gehört, noch auch nur gesehen hat. Ich lebe auf meinen eignen Credit hin, es ist vielleicht bloß ein Vorurtheil, daß ich lebe? . . . Ich brauche nur irgend einen „Gebildeten“ zu sprechen, der im Sommer in's Ober-Engadin kommt, um mich zu überzeugen, daß ich *nicht* lebe . . . Unter diesen Umständen giebt es eine Pflicht, gegen die im Grunde meine Gewohnheit, noch mehr der Stolz meiner Instinkte revoltirt, nämlich zu sagen: *Hört mich! denn ich bin der und der. Verwechselt mich vor Allem nicht!*

2

Ich bin zum Beispiel durchaus kein Popanz, kein Moral-Ungeheuer, – ich bin sogar eine Gegensatz-Natur zu der Art Mensch, die man bisher als tugendhaft verehrt hat. Unter uns, es scheint mir, daß gerade Das zu meinem Stolz

gehört. Ich bin ein Jünger des Philosophen Dionysos, ich zöge vor, eher noch ein Satyr zu sein, als ein Heiliger. Aber man lese nur diese Schrift. Vielleicht gelang es mir, vielleicht hatte diese Schrift gar keinen andren Sinn, als diesen Gegensatz in einer heitren und menschenfreundlichen Weise zum Ausdruck zu bringen. Das Letzte, was *ich* versprechen würde, wäre, die Menschheit zu „verbessern“. Von mir werden keine neuen Götzen aufgerichtet; die alten mögen lernen, was es mit thönernen Beinen auf sich hat. Götzen – mein Wort für Ideale – *umwerfen*, das gehört schon eher zu meinem Handwerk. Man hat die Realität in dem Grade um ihren Werth, ihren Sinn, ihre Wahrhaftigkeit gebracht, als man eine ideale Welt *erlog*... Die „wahre Welt“ und die „scheinbare Welt“ – auf deutsch: die *erlogene* Welt und die Realität... Die *Lüge* des Ideals war bisher der Fluch über der Realität, die Menschheit selbst ist durch sie bis in ihre untersten Instinkte hinein verlogen und falsch geworden, bis zur Anbetung der *umgekehrten* Werthe, als die sind, mit denen ihr erst das Gedeihen, die Zukunft, das hohe *Recht* auf Zukunft verbürgt wäre.

3

Wer die Luft meiner Schriften zu athmen weiß, weiß, daß es eine Luft der Höhe ist, eine *starke* Luft. Man muß für sie geschaffen sein, sonst ist die Gefahr keine kleine, sich in ihr zu erkälten. Das Eis ist nahe, die Einsamkeit ist ungeheuer – aber wie ruhig alle Dinge im Lichte liegen! wie frei man athmet! wie Viel man *unter* sich fühlt! – Philosophie, wie ich sie bisher verstanden und gelebt habe, ist das freiwillige Leben in Eis und Hochgebirge – das Aufsuchen alles Fremden und Fragwürdigen im Dasein, alles dessen, was durch die Moral bisher in Bann gethan war. Aus
8

einer langen Erfahrung, welche eine solche Wanderung *im Verbotenen* gab, lernte ich die Ursachen, aus denen bisher moralisirt und idealisirt wurde, sehr anders ansehn als es erwünscht sein mag: Die *verborgene* Geschichte der Philosophen, die Psychologie ihrer großen Namen kam für mich an's Licht. – Wie viel Wahrheit *erträgt*, wie viel Wahrheit *wagt* ein Geist? das wurde für mich immer mehr der eigentliche Werthmesser. Irrthum (– der Glaube an's Ideal –) ist nicht Blindheit, Irrthum ist *Feigheit* . . . Jede Errungenschaft, jeder Schritt vorwärts in der Erkenntniß *folgt* aus dem Muth, aus der Härte gegen sich, aus der Sauberkeit gegen sich . . . Ich widerlege die Ideale nicht, ich ziehe bloß Handschuhe vor ihnen an . . . Nitimur in *vetitum*: in diesem Zeichen siegt einmal meine Philosophie, denn man verbot bisher grundsätzlich immer nur die Wahrheit. –

4

Innerhalb meiner Schriften steht für sich mein *Zarathustra*. Ich habe mit ihm der Menschheit das größte Geschenk gemacht, das ihr bisher gemacht worden ist. Dies Buch, mit einer Stimme über Jahrtausende hinweg, ist nicht nur das höchste Buch, das es giebt, das eigentliche Höhenluft-Buch – die ganze Thatsache Mensch liegt in ungeheurer Ferne *unter* ihm –, es ist auch das *tiefste*, das aus dem innersten Reichthum der Wahrheit heraus geborene, ein unerschöpflicher Brunnen, in den kein Eimer hinabsteigt, ohne mit Gold und Güte gefüllt heraufzukommen. Hier redet kein „Prophet“, keiner jener schauerlichen Zwitter von Krankheit und Willen zur Macht, die man Religionsstifter nennt. Man muß vor Allem den Ton, der aus diesem Munde kommt, diesen halkyonischen Ton richtig *hören*, um dem Sinn seiner Weisheit nicht erbarmungswürdig

Unrecht zu thun. „Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen, Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen, lenken die Welt –“

☪ Die Feigen fallen von den Bäumen, sie sind gut und süß: und indem sie fallen, reißt ihnen die rothe Haut.

Ein Nordwind bin ich reifen Feigen.

Also, gleich Feigen, fallen euch diese Lehren zu, meine Freunde: nun trinkt ihren Saft und ihr süßes Fleisch!

Herbst ist es umher und reiner Himmel und Nachmittag – Hier redet kein Fanatiker, hier wird nicht „gepredigt“, hier wird nicht *Glauben* verlangt: aus einer unendlichen Lichtfülle und Glückstiefe fällt Tropfen für Tropfen, Wort für Wort, – eine zärtliche Langsamkeit ist das Tempo dieser Reden.

Dergleichen gelangt nur zu den Auserwähltesten; es ist ein Vorrecht ohne Gleichen, hier Hörer zu sein; es steht Niemandem frei, für Zarathustra Ohren zu haben... Ist Zarathustra mit Alledem nicht ein *Verführer*? ... Aber was sagt er doch selbst, als er zum ersten Male wieder in seine Einsamkeit zurückkehrt? Genau das Gegentheil von dem, was irgendein „Weiser“, „Heiliger“, „Welt-Erlöser“ und anderer *décadent* in einem solchen Falle sagen würde... Er redet nicht nur anders, er *ist* auch anders...

☪ Allein gehe ich nun, meine Jünger! Auch ihr geht nun davon und allein! So will ich es.

Geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra! Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht betrog er euch. Der Mensch der Erkenntniß muß nicht nur seine Feinde lieben, er muß auch seine Freunde hassen können.

Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur der Schüler bleibt. Und warum wollt ihr nicht an meinem Kranze rupfen?

☯ Ihr verehrt mich: aber wie, wenn eure Verehrung eines Tages *umfällt*? Hütet euch, daß euch nicht eine Bildsäule erschlage!

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra! Ihr seid meine Gläubigen, aber was liegt an allen Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. So thun alle Gläubigen; darum ist es so wenig mit allem Glauben.

Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden; und erst, *wenn ihr mich Alle verleugnet habt*, will ich euch wiederkehren ...

Friedrich Nietzsche

AN DIESEM VOLLKOMMENEN TAGE, WO ALLES
A reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben
ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah
hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht
umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich
durfte es begraben, – was in ihm Leben war, ist gerettet,
ist unsterblich. Das erste Buch der *Umwertung aller Werthe*,
die *Lieder Zarathustra's*, die *Götzen-Dämmerung*, mein Ver-
such, mit dem Hammer zu philosophiren – Alles Geschenke
dieses Jahrs, sogar seines letzten Vierteljahrs! *Wie sollte*
ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? –
Und so erzähle ich mir
mein Leben.



WARUM ICH SO WEISE BIN ☉☉☉ DAS GLÜCK
meines Daseins, seine Einzigkeit vielleicht, liegt in seinem
Verhängniß: ich bin, um es in Räthselform auszudrücken,
als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe
ich noch und werde alt. Diese doppelte Herkunft, gleich-
sam aus der obersten und der untersten Sprosse an der
Leiter des Lebens, *décadent* zugleich und *Anfang* – dies,
wenn irgend Etwas, erklärt jene Neutralität, jene Frei-
heit von Partei im Verhältniß zum Gesamtprobleme des
Lebens, die mich vielleicht auszeichnet. Ich habe für die
Zeichen von Aufgang und Niedergang eine feinere Witter-
ung als je ein Mensch gehabt hat, ich bin der Lehrer par
excellence hierfür, – ich kenne Beides, ich bin Beides. –
Mein Vater starb mit sechsunddreißig Jahren: er war zart,
liebenswert und morbid, wie ein nur zum Vorübergeh
bestimmtes Wesen, – eher eine gütige Erinnerung an das
Leben, als das Leben selbst. Im gleichen Jahre, wo sein
Leben abwärts gieng, gieng auch das meine abwärts: im
sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrig-
sten Punkt meiner Vitalität, – ich lebte noch, doch ohne
drei Schritt weit vor mich zu sehn. Damals – es war 1879 –
legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Som-
mer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten
Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, *als* Schatten
in Naumburg. Dies war mein Minimum: „Der Wanderer
und sein Schatten“ entstand währenddem. Unzweifelhaft,
ich verstand mich damals auf Schatten . . . Im Winter
darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene Ver-
süßung und Vergeistigung, die mit einer extremen Armuth
an Blut und Muskel beinahe bedingt ist, die „Morgen-
röthe“ hervor. Die vollkommne Helle und Heiterkeit, selbst

Exuberanz des Geistes, welche das genannte Werk wieder spiegelt, verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem Exceß von Schmerzgefühl. Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, – besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht *kalt* genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, in wie fern ich Dialektik als *décadence*-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. – Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber constatiren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: „Nein! an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös“. Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesammterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: sodaß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat. – Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, – sie bedeutet leider auch zugleich Rückfall, Verfall, Periodik einer Art *décadence*. Brauche ich, nach alledem, zu sagen, daß ich in Fragen der *décadence* *erfahren* bin? Ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabirt. Selbst jene Filigran-Kunst

des Greifens und Begreifens überhaupt, jene Finger für nuances, jene Psychologie des „Um-die-Ecke-sehns“ und was sonst mir eignet, ward damals erst erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich bei mir verfeinerte, die Beobachtung selbst wie alle Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach *gesünderen* Begriffen und Werthen, und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewißheit des *reichen* Lebens hinunter-sehn in die heimliche Arbeit des *décadence*-Instinkts – das war meine längste Übung, meine eigentliche Erfahrung, wenn irgend worin wurde ich darin Meister. Ich habe es jetzt in der Hand, ich habe die Hand dafür, *Perspektiven umzustellen*: erster Grund, weshalb für mich allein vielleicht eine „Umwerthung der Werthe“ überhaupt möglich ist. –

2

ABGERECHNET nämlich, daß ich ein *décadent* bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter Anderem, daß ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die *rechten* Mittel wählte: während der *décadent* an sich immer die ihm nachtheiligen Mittel wählt. Als *summa summarum* war ich gesund, als Winkel, als Specialität war ich *décadent*. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, *beärzeln* zu lassen – das verräth die unbedingte Instinkt-Gewißheit darüber, *was* damals vor Allem noth that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu – jeder Physiologe wird das zugeben – ist, *daß man im Grunde gesund ist*. Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich

selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches *Stimulans* zum Leben, zum Mehrleben sein. So in der That erscheint mir *jetzt* jene lange Krankheits-Zeit: ich entdeckte das Leben gleichsam neu, mich selber eingerechnet, ich schmeckte alle guten und selbst kleinen Dinge, wie sie Andere nicht leicht schmecken könnten, – ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum *Leben*, meine Philosophie . . . Denn man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich *aufhörte*, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbst-Wiederherstellung *verbot* mir eine Philosophie der Armuth und Entmuthigung . . . Und woran erkennt man im Grunde die *Wohlgerathenheit!* Daß ein wohlgerathner Mensch unsern Sinnen wohlthut: daß er aus einem Holze geschnitzt ist, das hart, zart und wohlriechend zugleich ist. Ihm schmeckt nur, was ihm zuträglich ist; sein Gefallen, seine Lust hört auf, wo das Maaß des Zuträglichen überschritten wird. Er erräth Heilmittel gegen Schädigungen, er nützt schlimme Zufälle zu seinem Vortheil aus; was ihn nicht umbringt, macht ihn stärker. Er sammelt instinktiv aus Allem, was er sieht, hört, erlebt, *seine* Summe: er ist ein auswählendes Princip, er läßt Viel durchfallen. Er ist immer in *seiner* Gesellschaft, ob er mit Büchern, Menschen oder Landschaften verkehrt: er ehrt, indem er *wählt*, indem er *zuläßt*, indem er *vertraut*. Er reagirt auf alle Art Reize langsam, mit jener Langsamkeit, die eine lange Vorsicht und ein gewollter Stolz ihm angezuchtet haben, – er prüft den Reiz, der herankommt, er ist fern davon, ihm entgegenzugehen. Er glaubt weder an „Unglück“ noch an „Schuld“: er wird fertig, mit sich, mit Anderen, er weiß zu *vergessen*, – er ist stark genug, daß ihm Alles zum Besten gereichen

muß. – Wohlan, ich bin das *Gegenstück* eines *décadent*: denn ich beschrieb eben *mich*.

3

DIESE *doppelte* Reihe von Erfahrungen, diese Zugänglichkeit zu anscheinend getrennten Welten wiederholt sich in meiner Natur in jeder Hinsicht, – ich bin ein Doppelgänger, ich habe auch das „zweite“ Gesicht noch außer dem ersten. *Und* vielleicht auch noch das dritte . . . Schon meiner Abkunft nach ist mir ein Blick erlaubt jenseits aller bloß lokal, bloß national bedingten Perspektiven, es kostet mich keine Mühe, ein „guter Europäer“ zu sein. Andererseits bin ich vielleicht mehr deutsch, als jetzige Deutsche, bloße Reichsdeutsche es noch zu sein vermöchten, – ich, der letzte *antipolitische* Deutsche. Und doch waren meine Vorfahren polnische Edelleute: ich habe von daher viel Rassen-Instinkte im Leibe, wer weiß? zuletzt gar noch das liberum veto. Denke ich daran, wie oft ich unterwegs als Pole angedredet werde und von Polen selbst, wie selten man mich für einen Deutschen nimmt, so könnte es scheinen, daß ich nur zu den *angesprenkelten* Deutschen gehörte. Aber meine Mutter, Franziska Oehler, ist jedenfalls etwas sehr Deutsches; insgleichen meine Großmutter väterlicher Seits, Erdmuthe Krause. Letztere lebte ihre ganze Jugend mitten im guten alten Weimar, nicht ohne Zusammenhang mit dem Goethe'schen Kreise. Ihr Bruder, der Professor der Theologie Krause in Königsberg, wurde nach Herder's Tode als Generalsuperintendent nach Weimar berufen. Es ist nicht unmöglich, daß ihre Mutter, meine Urgroßmutter, unter dem Namen „Muthgen“ im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt. Sie verheirathete sich zum zweiten Mal mit dem Superintendenten Nietzsche in Eilenburg; an dem Tage

des großen Kriegsjahres 1813, wo Napoleon mit seinem Generalstab in Eilenburg einzog, am 10. Oktober, hatte sie ihre Niederkunft. Sie war, als Sächsin, eine große Verehrerin Napoleon's; es könnte sein, das ich's auch noch bin. Mein Vater, 1813 geboren, starb 1849. Er lebte, bevor er das Pfarramt der Gemeinde Röcken unweit Lützen übernahm, einige Jahre auf dem Altenburger Schlosse und unterrichtete die vier Prinzessinnen daselbst. Seine Schülerinnen sind die Königin von Hannover, die Großfürstin Constantin, die Großherzogin von Oldenburg und die Prinzess Therese von Sachsen-Altenburg. Er war voll tiefer Pietät gegen den preußischen König Friedrich Wilhelm den Vierten, von dem er auch sein Pfarramt erhielt; die Ereignisse von 1848 betrübten ihn über die Maaßen. Ich selber, am Geburtstage des genannten Königs geboren, am 15. Oktober, erhielt, wie billig, die Hohenzollern-Namen *Friedrich Wilhelm*. Einen Vorteil hatte jedenfalls die Wahl dieses Tages: mein Geburtstag war meine ganze Kindheit hindurch ein Festtag. – Ich betrachte es als ein großes Vorrecht, einen solchen Vater gehabt zu haben: es scheint mir sogar, daß sich damit Alles erklärt, was ich sonst an Vorrechten habe, – das Leben, das große Ja zum Leben *nicht* eingerechnet. Vor Allem, daß es für mich keiner Absicht dazu bedarf, sondern eines bloßen Abwartens, um unfreiwillig in eine Welt hoher und zarter Dinge einzutreten: ich bin dort zu Hause, meine innerste Leidenschaft wird dort erst frei. Daß ich für dies Vorrecht beinahe mit dem Leben zahlte, ist gewiß kein unbilliger Handel. – Um nur Etwas von meinem Zarathustra zu verstehn, muß man vielleicht ähnlich bedingt sein, wie ich es bin, – mit Einem Fuße *jenseits* des Lebens...

ICH habe nie die Kunst verstanden, gegen mich einzunehmen – auch das verdanke ich meinem unvergleichlichen Vater –, und selbst noch, wenn es mir von großem Werthe schien. Ich bin sogar, wie sehr immer das unchristlich scheinen mag, nicht einmal gegen mich eingenommen. Man mag mein Leben hin- und herwenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur Ein Mal Spuren davon entdecken, daß Jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte, – vielleicht aber etwas zu viel Spuren von *gutem* Willen . . . Meine Erfahrungen selbst mit Solchen, an denen Jedermann schlechte Erfahrungen macht, sprechen ohne Ausnahme zu deren Gunsten; ich zähme jeden Bär, ich mache die Hanswürste noch sittsam. In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleißig. Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muß unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei, welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument „Mensch“ verstimmt werden kann – ich müßte krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den „Instrumenten“ selber gehört, daß sie sich noch nie *so* gehört hätten . . . Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein, der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubniß, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, daß er *nicht* wegen des Engadins komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen ungestümen Einfalt eines preußischen Junkers in den Wagner'schen Sumpf hineingewatet war (– und außerdem noch in den Dühning'schen!)

war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in *seine* Höhe gehoben wird und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, – aber er wollte mir's nicht glauben. . . Wenn trotzdem an mir manche kleine und große Missethat verübt worden ist, so war nicht der „Wille“, am wenigsten der *böse* Wille Grund davon: eher schon hätte ich mich – ich deutete es eben an – über den guten Willen zu beklagen, der keinen kleinen Unfug in meinem Leben angerichtet hat. Meine Erfahrungen geben mir ein Anrecht auf Mißtrauen überhaupt hinsichtlich der sogenannten „selbstlosen“ Triebe, der gesammten zu Rath und That bereiten „Nächstenliebe“. Sie gilt mir an sich als Schwäche, als Einzelfall der Widerstands-Unfähigkeit gegen Reize, – das *Mitleiden* heißt nur bei *décadents* eine Tugend. Ich werfe den Mitleidigen vor, daß ihnen die Scham, die Ehrfurcht, das Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, daß Mitleiden im Handumdrehen nach Pöbel riecht und schlechten Manieren zum Verwechseln ähnlich sieht, – daß mitleidige Hände unter Umständen geradezu zerstörerisch in ein großes Schicksal, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein *Vorrecht* auf schwere Schuld hineingreifen können. Die Überwindung des Mitleids rechne ich unter die *vornehmen* Tugenden: ich habe als „Versuchung Zarathustra's“ einen Fall gedichtet, wo ein großer Nothschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von *sich* abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die *Höhe* seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurz-sichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, das ist die Probe, die letzte

Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat – sein eigentlicher *Beweis* von Kraft . . .

5

AUCH noch in einem anderen Punkte bin ich bloß mein Vater noch einmal und gleichsam sein Fortleben nach einem allzufrühen Tode. Gleich Jedem, der nie unter seines Gleichen lebte und dem der Begriff „Vergeltung“ so unzugänglich ist wie etwa der Begriff „gleiche Rechte“, verbiete ich mir in Fällen, wo eine kleine oder *sehr große* Thorheit an mir begangen wird, jede Gegenmaaßregel, jede Schutzmaaßregel, – wie billig, auch jede Vertheidigung, jede „Rechtfertigung“. Meine Art Vergeltung besteht darin, der Dummheit so schnell wie möglich eine Klugheit nachzuschicken: so holt man sie vielleicht noch ein. Im Gleichniß geredet: ich schicke einen Topf mit Confitüren, um eine *sauere* Geschichte loszuwerden . . . Man hat nur Etwas an mir schlimm zu machen, ich „vergelte“ es, dessen sei man sicher: ich finde über Kurzem eine Gelegenheit, dem „Missethäter“ meinen Dank auszudrücken (mitunter sogar für die Missethat) – oder ihn um Etwas zu *bitten*, was verbindlicher sein kann als Etwas geben . . . Auch scheint es mir, daß das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honnetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht nothwendig einen schlechten Charakter, – es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. – Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die *humanste* Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unsrer ersten Tugenden. – Wenn man reich genug dazu ist, ist es selbst

ein Glück, Unrecht zu haben. Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts Andres *thun*, als Unrecht, – nicht die Strafe, sondern die *Schuld* auf sich zu nehmen wäre erst göttlich.

6

DIE Freiheit vom Ressentiment, die Aufklärung über das Ressentiment – wer weiß, wie sehr ich zuletzt auch darin meiner langen Krankheit zu Dank verpflichtet bin! Das Problem ist nicht gerade einfach: man muß es aus der Kraft heraus und aus der Schwäche heraus erlebt haben. Wenn irgend Etwas überhaupt gegen Kranksein, gegen Schwachsein geltend gemacht werden muß, so ist es, daß in ihm der eigentliche Heilinstinkt, das ist der *Wehr- und Waffen-Instinkt* im Menschen mürbe wird. Man weiß von Nichts loszukommen, man weiß mit Nichts fertig zu werden, man weiß Nichts zurückzustoßen, – Alles verletzt. Mensch und Ding kommen zudringlich nahe, die Erlebnisse treffen zu tief, die Erinnerung ist eine eiternde Wunde. Kranksein *ist* eine Art Ressentiment selbst. – Hiergegen hat der Kranke nur Ein großes Heilmittel, – ich nenne es den *russischen Fatalismus*, jenen Fatalismus ohne Revolte, mit dem sich ein russischer Soldat, dem der Feldzug zu hart wird, zuletzt in den Schnee legt. Nichts überhaupt mehr annehmen, an sich nehmen, *in* sich hineinnehmen, – überhaupt nicht mehr reagiren . . . Die große Vernunft dieses Fatalismus, der nicht immer nur der Muth zum Tode ist, als lebenerhaltend unter den lebensgefährlichsten Umständen, ist die Herabsetzung des Stoffwechsels, dessen Verlangsamung, eine Art Wille zum Winterschlaf. Ein paar Schritte weiter in dieser Logik, und man hat den Fakir, der wochenlang in einem Grabe schläft . . . Weil man zu schnell sich

verbrauchen würde, *wenn* man überhaupt reagirte, reagirt man gar nicht mehr: dies ist die Logik. Und mit Nichts brennt man rascher ab, als mit den Ressentiments-Affekten. Der Ärger, die krankhafte Verletzlichkeit, die Ohnmacht zur Rache, die Lust, der Durst nach der Rache, das Giftmischen in jedem Sinne – das ist für Erschöpfte sicherlich die nachtheiligste Art zu reagiren: ein rapider Verbrauch von Nervenkraft, eine krankhafte Steigerung schädlicher Ausleerungen, zum Beispiel der Galle in den Magen, ist damit bedingt. Das Ressentiment ist das Verbotene *an sich* für den Kranken – *sein* Böses: leider auch sein natürlichster Hang. – Das begriff jener tiefe Physiolog Buddha. Seine „Religion“, die man besser als eine *Hygiene* bezeichnen dürfte, um sie nicht mit so erbarmungswürdigen Dingen wie das Christenthum ist, zu vermischen, machte ihre Wirkung abhängig von dem Sieg über das Ressentiment: die Seele *davon* frei machen – erster Schritt zur Genesung. „Nicht durch Feindschaft kommt Feindschaft zu Ende, durch Freundschaft kommt Feindschaft zu Ende“: das steht am Anfang der Lehre Buddha's – so redet *nicht* die Moral, so redet die Physiologie. – Das Ressentiment, aus der Schwäche geboren, Niemandem schädlicher als dem Schwachen selbst, – im andern Falle, wo eine reiche Natur die Voraussetzung ist, ein *überflüssiges* Gefühl, ein Gefühl, über das Herr zu bleiben beinahe der Beweis des Reichthums ist. Wer den Ernst kennt, mit dem meine Philosophie den Kampf mit den Rach- und Nachgefühlen bis in die Lehre vom „freien Willen“ hinein aufgenommen hat – der Kampf mit dem Christenthum ist nur ein Einzelfall daraus – wird verstehn, weshalb ich mein persönliches Verhalten, meine *Instinkt-Sicherheit* in der Praxis hier gerade an's Licht stelle. In den Zeiten der *décadence*

verbot ich sie mir als schädlich; sobald das Leben wieder reich und stolz genug dazu war, *verbot* ich sie mir als *unter* mir. Jener „russische Fatalismus“, von dem ich sprach, trat darin bei mir hervor, daß ich beinahe unerträgliche Lagen, Orte, Wohnungen, Gesellschaften, nachdem sie einmal, durch Zufall, gegeben waren, Jahre lang zäh festhielt, – es war besser, als sie ändern, als sie veränderbar zu *fühlen*, – als sich gegen sie aufzulehnen . . . Mich in diesem Fatalismus stören, mich gewaltsam aufwecken nahm ich damals tödtlich übel: – in Wahrheit war es auch jedes Mal tödtlich gefährlich. – Sich selbst wie ein Fatum nehmen, nicht sich „anders“ wollen – das ist in solchen Zuständen die *große Vernunft* selbst.

7

EIN ander Ding ist der Krieg. Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Feind sein *können*, Feind sein – das setzt vielleicht eine starke Natur voraus, jedenfalls ist es bedingt in jeder starken Natur. Sie braucht Widerstände, folglich *sucht* sie Widerstand: das *aggressive* Pathos gehört ebenso nothwendig zur Stärke als das Rach- und Nachgefühl zur Schwäche. Das Weib zum Beispiel ist rachsüchtig: das ist in seiner Schwäche bedingt, so gut wie seine Reizbarkeit für fremde Noth. – Die Stärke des Angreifenden hat in der Gegnerschaft, die er nöthig hat, eine Art *Maaß*; jedes Wachsthum verräth sich im Aufsuchen eines gewaltigeren Gegners – oder Problems: denn ein Philosoph, der kriegerisch ist, fordert auch Probleme zum Zweikampf heraus. Die Aufgabe ist *nicht*, überhaupt über Widerstände Herr zu werden, sondern über solche, an denen man seine ganze Kraft, Geschmeidigkeit und Waffen-Meisterschaft einzusetzen hat, – über *gleiche* Geg-

ner . . . Gleichheit vor dem Feinde – erste Voraussetzung zu einem *rechtschaffnen* Duell. Wo man verachtet, *kann* man nicht Krieg führen; wo man befiehlt, wo man Etwas *unter* sich sieht, *hat* man nicht Krieg zu führen. – Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, – ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, – wo ich mich allein compromittire . . . Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht compromittirte: das ist *mein* Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, – ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Nothstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauß an, genauer den *Erfolg* eines altersschwachen Buchs bei der deutschen „Bildung“, – ich ertappte diese Bildung dabei auf der That . . . So griff ich Wagnern an, genauer die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unsrer „Cultur“, welche die Raffinirten mit den Reichen, die Späten mit den Großen verwechselt. Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personen-Differenz ausgeschlossen ist, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegentheil, angreifen ist bei mir ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit. Ich ehre, ich zeichne aus damit, daß ich meinen Namen mit dem einer Sache, einer Person verbinde: für oder wider – das gilt mir darin gleich. Wenn ich dem Christenthum den Krieg mache, so steht dies mir zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, – die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christenthums

de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängniß von Jahrtausenden ist. –

8

DARF ich noch einen letzten Zug meiner Natur anzudeuten wagen, der mir im Umgang mit Menschen keine kleine Schwierigkeit macht? Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinkts, so daß ich die Nähe oder – was sage ich? – das Innerlichste, die „Eingeweide“ jeder Seele physiologisch wahrnehme – *riche* . . . Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimniß betaste und in die Hand bekomme: der viele *verborgene* Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blut bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender . . . So wie ich mich immer gewöhnt habe – eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen –, schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Gedulds-Probe; meine Humanität besteht *nicht* darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es *auszuhalten*, daß ich ihn mitfühle . . . Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. – Aber ich habe *Einsamkeit* nöthig, will sagen, Genesung, Rückkehr zu mir, den Athem einer freien leichten spielenden Luft . . . Mein ganzer Zarathustra ist ein Dithyrambus auf die Einsamkeit, oder, wenn man mich ver-

standen hat, auf die *Reinheit* . . . Zum Glück nicht auf die *reine Torheit* . . . – Wer Augen für Farben hat, wird ihn diamanten nennen. – Der *Ekel* am Menschen, am „Gesindel“ war immer meine größte Gefahr . . . Will man die Worte hören, in denen Zarathustra von der *Erlösung* vom Ekel redet?

» Was geschah mir doch? Wie erlöste ich mich vom Ekel? Wer verjüngte mein Auge? Wie erflog ich die Höhe, wo kein Gesindel mehr am Brunnen sitzt?

Schuf mein Ekel selber mir Flügel und quellenahnende Kräfte? Wahrlich, in's Höchste mußte ich fliegen, daß ich den Born der Lust wiederfände! –

Oh ich fand ihn, meine Brüder! Hier im Höchsten quillt mir der Born der Lust! Und es giebt ein Leben, an dem kein Gesindel mittrinkt!

Fast zu heftig strömst du mir, Quell der Lust! Und oft leerst du den Becher wieder, dadurch, daß du ihn füllen willst.

Und noch muß ich lernen, bescheidener dir zu nahen: allzuheftig strömt dir noch mein Herz entgegen:

– mein Herz, auf dem mein Sommer brennt, der kurze, heiße, schwermüthige, überselige: wie verlangt mein Sommer-Herz nach deiner Kühle!

Vorbei die zögernde Trübsal meines Frühlings! Vorüber die Schneeflocken meiner Bosheit im Juni! Sommer wurde ich ganz und Sommer-Mittag, –

– ein Sommer im Höchsten mit kalten Quellen und seliger Stille: oh kommt, meine Freunde, daß die Stille noch seliger werde!

Denn dies ist *unsre* Höhe und *unsre* Heimat: zu hoch und zu steil wohnen wir hier allen Unreinen und ihrem Durste. Werft nur eure reinen Augen in den Born meiner Lust, ihr

Freunde! Wiesollteerdarob trübe werden? Entgegenlachen soll er euch mit *seiner* Reinheit.

Auf dem Baume Zukunft bauen wir unser Nest; Adler sollen uns Einsamen Speise bringen in ihren Schnäbeln!

Wahrlich, keine Speise, an der Unsaubere mitessen dürften! Feuer würden sie zu fressen wännen und sich die Mäuler verbrennen.

Wahrlich, keine Heimstätten halten wir hier bereit für Unsaubere! Eishöhle würde ihren Leibern unser Glück heißen und ihren Geistern!

Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben, Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde.

Und einem Winde gleich will ich einst noch zwischen sie blasen und mit meinem Geiste ihrem Geiste den Athem nehmen: so will es meine Zukunft.

Wahrlich, ein starker Wind ist Zarathustra allen Niederungen: und solchen Rath räth er seinen Feinden und Allem, was spuckt und speit: hütet euch, *gegen* den Wind zu speien! . . . «



WARUM ICH SO KLUG BIN ☺☺☺ WARUM ICH einiges *mehr* weiß? Warum ich überhaupt so klug bin? Ich habe nie über Fragen nachgedacht, die keine sind, – ich habe mich nicht verschwendet. – Eigentliche *religiöse* Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es ist mir gänzlich entgangen, inwiefern ich „sündhaft“ sein sollte. Ingleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium dafür, was ein Gewissensbiß ist: nach dem, was man darüber *hört*, scheint mir ein Gewissensbiß nichts Achtbares . . . Ich möchte nicht eine Handlung *hinterdrein* in Stich lassen, ich würde vorziehn, den schlimmen Ausgang, die *Folgen* grundsätzlich aus der Werthfrage wegzulassen. Man verliert beim schlimmen Ausgang gar zu leicht den *richtigen* Blick für Das, was man that: ein Gewissensbiß scheint mir eine Art „böser Blick.“ Etwas, das fehlschlägt, um so mehr bei sich in Ehren halten, *weil* es fehlschlug – das gehört eher schon zu meiner Moral. – „Gott,“ „Unsterblichkeit der Seele,“ „Erlösung,“ „Jenseits“ lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht, – ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? – Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereigniß: er versteht sich bei mir aus Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu *fragwürdig*, zu übermüthig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelicatesse gegen uns Denker –, im Grunde sogar bloß ein faustgrobes *Verbot* an uns: ihr sollt nicht denken! . . . Ganz anders interessirt mich eine Frage, an der mehr das „Heil der Menschheit“ hängt, als an irgend einer Theologen-Curiosität: die Frage der *Ernährung*. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formuliren: „wie hast gerade *du*

dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?“ – Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich; ich bin erstaunt, diese Frage so spät gehört, aus diesen Erfahrungen so spät „Vernunft“ gelernt zu haben. Nur die vollkommene Nichtswürdigkeit unsrer deutschen Bildung – ihr „Idealismus“ – erklärt mir einigermaßen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur Heiligkeit war. Diese „Bildung“, welche von vornherein die *Realitäten* aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen, sogenannten idealen Zielen nachzujagen, zum Beispiel der „klassischen Bildung“: – als ob es nicht von vornherein verurtheilt wäre, „klassisch“ und „deutsch“ in Einen Begriff zu einigen! Mehr noch, es wirkt erheiternd, – man denke sich einmal einen „klassisch gebildeten“ Leipziger! – In der That, ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur *schlecht* gegessen, – moralisch ausgedrückt „unpersönlich“, „selbstlos“, „altruistisch“, zum Heil der Köche und anderer Mitchristen. Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauer's (1865), sehr ernsthaft meinen „Willen zum Leben“. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben – dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. (Man sagt, 1866 habe darin eine Wendung hervorgebracht –.) Aber die deutsche Küche überhaupt – was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit (noch in Venetianischen Kochbüchern des 16. Jahrhunderts *alla tedesca* genannt); die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet

man gar noch die geradezu viehischen Nachguß-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht bloß *alten* Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des *deutschen Geistes* – aus betäubten Eingeweiden . . . Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit Nichts fertig. – Aber auch die *englische* Diät, die, im Vergleich mit der deutschen, selbst der französischen, eine Art „Rückkehr zur Natur“, nämlich zum Canibalismus ist, geht meinem eignen Instinkt tief zuwider; es scheint mir, daß sie dem Geist *schwere* Füße giebt – Engländerinnen-Füße . . . Die beste Küche ist die *Piemont's*. – Alkoholika sind mir nachtheilig; ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein „Jammerthal“ zu machen, – in München leben meine Antipoden. Gesetzt, daß ich dies ein wenig spät begriff, *erlebt* habe ich's eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, daß an diesem *herben* Urtheil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, daß der Wein *erheitert*, dazu müßte ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist. Seltsam genug, bei dieser extremen Verstimbarkeit durch *kleine*, stark verdünnte Dosen Alkohol, werde ich beinahe zum Seemann, wenn es sich um *starke* Dosen handelt. Schon als Knabe hatte ich hierin meine Tapferkeit. Eine lange lateinische Abhandlung in Einer Nachtwache niederzuschreiben und auch noch abzuschreiben, mit dem Ehrgeiz in der Feder, es meinem Vorbilde Sallust in Strenge und Gedrängtheit nachzuthun, und einigen Grog von schwerstem Kaliber über mein Latein zu gießen, dies stand schon, als ich Schüler der ehrwürdigen Schulpforta war, durchaus nicht im Widerspruch zu meiner

Physiologie, noch vielleicht auch zu der des Sallust – wie sehr auch immer zur ehrwürdigen Schulpforta . . . Später, gegen die Mitte des Lebens hin, entschied ich mich freilich immer strenger *gegen* jedwedes „geistige“ Getränk: ich, ein Gegner des Vegetarierthums aus Erfahrung, ganz wie Richard Wagner, der mich bekehrt hat, weiß nicht ernsthaft genug die unbedingte Enthaltung von Alcoholicis allen *geistigeren* Naturen anzurathen. *Wasser* thut's . . . Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fließenden Brunnen zu schöpfen (Nizza, Turin, Sils); ein kleines Glas läuft mir nach wie ein Hund. In vino *veritas*: es scheint, daß ich auch hier wieder über den Begriff „Wahrheit“ mit aller Welt un-eins bin: – bei mir schwebt der Geist über dem *Wasser* . . . Ein paar Fingerzeige noch aus meiner Moral. Eine starke Mahlzeit ist leichter zu verdauen als eine zu kleine. Daß der Magen als Ganzes in Thätigkeit tritt, erste Voraussetzung einer guten Verdauung. Man muß die Größe seines Magens *kennen*. Aus gleichem Grunde sind jene langwierigen Mahlzeiten zu widerrathen, die ich unterbrochne Opferfeste nenne, die an der table d'hôte. – Keine Zwischenmahlzeiten, keinen Café: Café verdüstert. *Thee* nur morgens zuträglich. Wenig aber energisch; *Thee* sehr nachtheilig und den ganzen Tag ankränkelnd, wenn er nur um einen Grad zu schwach ist. Jeder hat hier sein Maaß, oft zwischen den engsten und delikatesten Grenzen. In einem sehr agaçanten Klima ist *Thee* als Anfang unräthlich: man soll eine Stunde vorher eine Tasse dicken entölten Cacao's den Anfang machen lassen. – So wenig als möglich *sitzen*; keinem Gedanken Glauben schenken, der nicht im Freien geboren ist und bei freier Bewegung, – in dem nicht auch die Muskeln ein Fest feiern. Alle Vorurtheile kommen aus den Eingeweiden. – Das Sitz-

fleisch – ich sagte es schon einmal – die eigentliche *Sünde* wider den heiligen Geist. –

2

MIT der Frage der Ernährung ist nächstverwandt die Frage nach *Ort* und *Klima*. Es steht Niemandem frei, überall zu leben; und wer große Aufgaben zu lösen hat, die seine ganze Kraft herausfordern, hat hier sogar eine sehr enge Wahl. Der klimatische Einfluß auf den *Stoffwechsel*, seine Hemmung, seine Beschleunigung, geht so weit, daß ein Fehlgriff in Ort und Klima Jemanden nicht nur seiner Aufgabe entfremden, sondern ihm dieselbe überhaupt vorenthalten kann: er bekommt sie nie zu Gesicht. Der animalische *Vigor* ist nie groß genug bei ihm geworden, daß jene in's Geistigste überströmende Freiheit erreicht wird, wo Jemand erkennt: *das* kann ich allein. . . Eine zur schlechten Gewohnheit gewordne noch so kleine Eingeweide-Trägheit genügt vollständig, um aus einem Genie etwas Mittelmäßiges, etwas „Deutsches“ zu machen; das deutsche Klima allein ist ausreichend, um starke und selbst heroisch angelegte Eingeweide zu entmuthigen. Das Tempo des Stoffwechsels steht in einem genauen Verhältniß zur Beweglichkeit oder Lahmheit der *Füße* des Geistes; der „Geist“ selbst ist ja nur eine Art dieses Stoffwechsels. Man stelle sich die Orte zusammen, wo es geistreiche Menschen giebt und gab, wo Witz, Raffinement, Bosheit zum Glück gehörten, wo das Genie fast nothwendig sich heimisch machte: sie haben alle eine ausgezeichnete trockne Luft. Paris, die Provence, Florenz, Jerusalem, Athen – diese Namen beweisen Etwas: das Genie ist *bedingt* durch trockne Luft, durch reinen Himmel, – das heißt durch rapiden Stoffwechsel, durch die Möglichkeit, große, selbst ungeheure Mengen Kraft sich immer wieder zuzuführen. Ich

habe einen Fall vor Augen, wo ein bedeutend und frei angelegter Geist bloß durch Mangel an Instinkt-Feinheit im Klimatischen eng, verkrochen, Spezialist und Sauertopf wurde. Und ich selber hätte zuletzt dieser Fall werden können, gesetzt, daß mich nicht die Krankheit zur Vernunft, zum Nachdenken über die Vernunft in der Realität gezwungen hätte. Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Übung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die *unheimliche* Thatsache, daß mein Leben bis auf die letzten 10 Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, immer sich nur in falschen und mir geradezu *verbotenen* Orten abgespielt hat. Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Leipzig, Basel, Venedig – ebenso viele Unglücks-Orte für meine Physiologie. Wenn ich überhaupt von meiner ganzen Kindheit und Jugend keine willkommene Erinnerung habe, so wäre es eine Thorheit, hier sogenannte „moralische“ Ursachen geltend zu machen, – etwa den unbestreitbaren Mangel an *zureichender* Gesellschaft: denn dieser Mangel besteht heute wie er immer bestand, ohne daß er mich hinderte, heiter und tapfer zu sein. Sondern die Unwissenheit in physiologischer – der verfluchte „Idealismus“ – ist das eigentliche Verhängniß in meinem Leben, das Überflüssige und Dumme darin, Etwas, aus dem nichts Gutes gewachsen, für das es keine Ausgleichung, keine Gegenrechnung giebt. Aus den Folgen dieses „Idealismus“ erkläre ich mir alle Fehlgriffe, alle großen Instinkt-Abirrungen und „Bescheidenheiten“ abseits der *Aufgabe* meines Lebens, zum Beispiel, daß ich Phi-

lologe wurde – warum zum Mindesten nicht Arzt oder sonst irgend etwas Augen-Aufschließendes? In meiner Basler Zeit war meine ganze geistige Diät, die Tages-Eintheilung eingerechnet, ein vollkommen sinnloser Mißbrauch außerordentlicher Kräfte, ohne eine irgendwie den Verbrauch deckende Zufuhr von Kräften, ohne ein Nachdenken selbst über Verbrauch und Ersatz. Es fehlte jede feinere Selbstigkeit, jede *Obhut* eines gebieterischen Instinkts, es war ein Sich-gleichsetzen mit Irgendwem, eine „Selbstlosigkeit“, ein Vergessen seiner Distanz, – Etwas, das ich mir nie verzeihe. Als ich fast am Ende war, dadurch, daß ich fast am Ende war, wurde ich nachdenklich über diese Grund-Unvernunft meines Lebens – den „Idealismus“. Die *Krankheit* brachte mich erst zur Vernunft. –

3

DIE Wahl in der Ernährung; die Wahl von Klima und Ort; – das Dritte, worin man um keinen Preis einen Fehlgriﬀ thun darf, ist die Wahl *seiner* Art *Erholung*. Auch hier sind je nach dem Grade, in dem ein Geist *sui generis* ist, die Grenzen des ihm Erlaubten, das heißt *Nützlichen*, eng und enger. In meinem Fall gehört alles *Lesen* zu meinen Erholungen: folglich zu dem, was mich von mir losmacht, was mich in fremden Wissenschaften und Seelen spazieren gehn läßt, – was ich nicht mehr ernst nehme. Lesen erholt mich eben von *meinem* Ernste. In tief arbeitsamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hieße ja lesen . . . Hat man eigentlich beobachtet, daß in jener tiefen Spannung, zu der die Schwangerschaft den Geist und im Grunde den ganzen Organismus verurtheilt, der Zufall, jede Art Reiz von außen

her zu vehement wirkt, zu tief „einschlägt“? Man muß dem Zufall, dem Reiz von außen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen Schwangerschaft. Werde ich es erlauben, daß ein *fremder* Gedanke heimlich über die Mauer steigt? – Und das hieße ja lesen . . . Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit euch, ihr angenehmen, ihr geistreichen, ihr gescheuten Bücher! – Werden es deutsche Bücher sein? . . . Ich muß ein Halbjahr zurückrechnen, daß ich mich mit einem Buch in der Hand ertappe. Was war es doch? – Eine ausgezeichnete Studie von Victor Brochard, *les Sceptiques Grecs*, in der auch meine *Laertiana* gut benutzt sind. Die Skeptiker, der einzige *ehrenwerte* Typus unter dem so zwei- bis fünfdeutigen Volk der Philosophen! . . . Sonst nehme ich meine Zuflucht fast immer zu denselben Büchern, einer kleinen Zahl im Grunde, den gerade für mich *bewiesenen* Büchern. Es liegt vielleicht nicht in meiner Art, Viel und Vielerlei zu lesen: ein Lesezimmer macht mich krank. Es liegt auch nicht in meiner Art, Viel oder Vielerlei zu lieben. Vorsicht, selbst Feindseligkeit gegen neue Bücher gehört eher schon zu meinem Instinkte als „Toleranz“, „*largeur du cœur*“ und andre „Nächstenliebe“ . . . Eine kleine Anzahl älterer Franzosen ist es, zu denen ich immer wieder zurückkehre: ich glaube nur an französische Bildung und halte Alles, was sich sonst in Europa „Bildung“ nennt, für Mißverständniß, nicht zu reden von der deutschen Bildung. . . Die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor Allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe. – Daß ich Pascal nicht

lese, sondern *liebe*, als das lehrreichste Opfer des Christenthums, langsam hingemordet, erst leiblich, dann psychologisch, die ganze Logik dieser schauderhaftesten Form unmenschlicher Grausamkeit; daß ich Etwas von Montaigne's Muthwillen im Geiste, wer weiß? vielleicht auch im Leibe habe; daß mein Artisten-Geschmack die Namen Molière, Corneille und Racine nicht ohne Ingrimm gegen ein wüstes Genie wie Shakespeare in Schutz nimmt: das schließt zuletzt nicht aus, daß mir nicht auch die allerletzten Franzosen eine charmante Gesellschaft wären. Ich sehe durchaus nicht ab, in welchem Jahrhundert der Geschichte man so neugierige und zugleich so delikate Psychologen zusammenfischen könnte, wie im jetzigen Paris: ich nenne versuchsweise – denn ihre Zahl ist gar nicht klein – die Herren Paul Bourget, Pierre Loti, Gyp, Meilhac, Anatole France, Jules Lemaître, oder um Einen von der starken Rasse hervorzuheben, einen echten Lateiner, dem ich besonders zugethan bin, Guy de Maupassant. Ich ziehe *diese* Generation, unter uns gesagt, sogar ihren großen Lehrern vor, die allesamt durch deutsche Philosophie verdorben sind (Herr Taine zum Beispiel durch Hegel, dem er das Mißverständniß großer Menschen und Zeiten verdankt). Soweit Deutschland reicht, *verdirbt* es die Cultur. Der Krieg erst hat den Geist in Frankreich „erlöst“ . . . Stendhal, einer der schönsten Zufälle meines Lebens – denn Alles, was in ihm Epoche macht, hat der Zufall, niemals eine Empfehlung, mir zugetrieben – ist ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologen-Auge, mit seinem Thatfachen-Griff, der an die Nähe des größten Thatächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem –); endlich nicht am Wenigsten als *ehrlicher* Atheist – eine in Frankreich spärliche und fast kaum auffindbare Spe-

cies – Prosper Mérimée in Ehren . . . Vielleicht bin ich selbst auf Stendhal neidisch? Er hat mir den besten Atheisten-Witz weggenommen, den gerade ich hätte machen können: „die einzige Entschuldigung Gottes ist, daß er nicht existirt“ . . . Ich selbst habe irgendwo gesagt: was war der größte Einwand gegen das Dasein bisher? *Gott* . . .

4

DEN höchsten Begriff vom Lyriker hat mir *Heinrich Heine* gegeben. Ich suche umsonst in allen Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaftlichen Musik. Er besaß jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommne nicht zu denken vermag, – ich schätze den Werth von Menschen, von Rassen darnach ab, wie nothwendig sie den Gott nicht abgetrennt vom Satyr zu verstehen wissen. – Und wie er das Deutsche handhabt! Man wird einmal sagen, daß Heine und ich bei weitem die ersten Artisten der deutschen Sprache gewesen sind – in einer unausrechenbaren Entfernung von Allem, was bloße Deutsche mit ihr gemacht haben. – Mit *Byron's* Manfred muß ich tief verwandt sein: ich fand alle diese Abgründe in mir, – mit dreizehn Jahren war ich für dies Werk reif. Ich habe kein Wort, bloß einen Blick für Die, welche in Gegenwart des Manfred das Wort Faust auszusprechen wagen. Die Deutschen sind *unfähig* jedes Begriffs von Größe: Beweis Schumann. Ich habe eigens, aus Ingrim gegen diesen süßlichen Sachsen, eine Gegenouvertüre zum Manfred componirt, von der Hans von Bülow sagte, dergleichen habe er nie auf Notenpapier gesehn: das sei Nothzucht an der Euterpe. – Wenn ich meine höchste Formel für *Shakespeare* suche, so finde ich immer nur die, daß er den Typus Cäsar concipirt hat. Dergleichen erräth man nicht, – man ist

es oder man ist es nicht. Der große Dichter schöpft *nur* aus seiner Realität – bis zu dem Grade, daß er hinterdrein sein Werk nicht mehr aushält ... Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden. – Ich kenne keine herzerreißendere Lektüre als Shakespeare: was muß ein Mensch gelitten haben, um dergestalt es nöthig zu haben, Hanswurst zu sein! – *Versteht* man den Hamlet? Nicht der Zweifel, die *Gewißheit* ist Das, was wahnsinnig macht ... Aber dazu muß man tief, Abgrund, Philosoph sein, um so zu fühlen ... *Wir fürchten* uns Alle vor der Wahrheit ... Und, daß ich es bekenne: ich bin dessen instinktiv sicher und gewiß, daß Lord Bacon der Urheber, der Selbstthierquäler dieser unheimlichsten Art Litteratur ist: was geht *mich* das erbarmungswürdige Geschwätz amerikanischer Wirt- und Flachköpfe an? Aber die Kraft zur mächtigsten Realität der Vision ist nicht nur verträglich mit der mächtigsten Kraft zur That, zum Ungeheuren der That, zum Verbrechen – *sie setzt sie selbst voraus* ... Wir wissen lange nicht genug von Lord Bacon, dem ersten Realisten in jedem großen Sinn des Wortes, um zu wissen, *was* er Alles gethan, *was* er gewollt, *was* er mit sich erlebt hat ... Und zum Teufel, meine Herren Kritiker! Gesetzt, ich hätte meinen Zarathustra auf einen fremden Namen getauft, zum Beispiel auf den Richard Wagner's, der Scharfsinn von zwei Jahrtausenden hätte nicht ausgereicht, zu errathen, daß der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“ der Visionär des Zarathustra ist ...

5

HIER, wo ich von den Erholungen meines Lebens rede, habe ich ein Wort nöthig, um meine Dankbarkeit für Das

auszudrücken, was mich in ihm bei weitem am Tiefsten und Herzlichsten erholt hat. Dies ist ohne allen Zweifel der intimere Verkehr mit Richard Wagner gewesen. Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribtschen aus meinem Leben weggeben, Tage des Vertrauens, der Heiterkeit, der sublimen Zufälle – der *tiefen* Augenblicke . . . Ich weiß nicht, was Andre mit Wagner erlebt haben: über *unsern* Himmel ist nie eine Wolke hinweggegangen. – Und hiermit komme ich nochmals auf Frankreich zurück, – ich habe keine Gründe, ich habe bloß einen verachtenden Mundwinkel gegen Wagnerianer et hoc genus omne übrig, welche Wagner damit zu ehren glauben, daß sie ihn *sich* ähnlich finden . . . So wie ich bin, in meinen tiefsten Instinkten Allem, was deutsch ist, fremd, so daß schon die Nähe eines Deutschen meine Verdauung verzögert, war die erste Berührung mit Wagner auch das erste Aufathmen in meinem Leben: ich empfand, ich verehrte ihn als *Ausland*, als Gegensatz, als leibhaften Protest gegen alle „deutschen Tugenden“. – Wir, die wir in der Sumpfluft der Fünfziger Jahre Kinder gewesen sind, sind mit Nothwendigkeit Pessimisten für den Begriff „deutsch“; wir können gar nichts Anderes sein als Revolutionäre, – wir werden keinen Zustand der Dinge zugeben, wo *der Mucker* obenauf ist. Es ist mir vollkommen gleichgültig, ob er heute in andren Farben spielt, ob er sich in Scharlach kleidet und Husaren-Uniformen anzieht . . . Wohlan! Wagner war ein Revolutionär – er lief vor den Deutschen davon . . . Als *Artist* hat man keine Heimat in Europa außer in Paris; die *délicatesse* in allen fünf Kunstsinnen, die Wagner's Kunst voraussetzt, die Finger für nuances, die psychologische Morbidität, fin-

det sich nur in Paris. Man hat nirgendwo sonst diese Leidenschaft in Fragen der Form, diesen Ernst in der mise en scène – es ist der Pariser Ernst par excellence. Man hat in Deutschland gar keinen Begriff von der ungeheuren Ambition, die in der Seele eines Pariser Künstlers lebt. Der Deutsche ist gutmüthig – Wagner war durchaus nicht gutmüthig . . . Aber ich habe schon zur Genüge ausgesprochen (in „Jenseits von Gut und Böse“ S. 256f.), wohin Wagner gehört, in wem er seine Nächstyverwandten hat: es ist die französische Spät-Romantik, jene hochfliegende und hoch emporreißende Art von Künstlern wie Delacroix, wie Berlioz, mit einem fond von Krankheit, von Unheilbarkeit im Wesen, lauter Fanatiker des *Ausdrucks*, Virtuosen durch und durch . . . Wer war der erste *intelligente* Anhänger Wagner's überhaupt? Charles Baudelaire, derselbe, der zuerst Delacroix verstand, jener typische *décadent*, in dem sich ein ganzes Geschlecht von Artisten wiedererkannt hat – er war vielleicht auch der letzte . . . Was ich Wagnern nie vergeben habe? Daß er zu den Deutschen *condescendirte*, – daß er reichsdeutsch wurde . . . So weit Deutschland reicht, *verdirt* es die Cultur. –

6

ALLES erwogen, hätte ich meine Jugend nicht ausgehalten ohne Wagnerische Musik. Denn ich war *verurtheilt* zu Deutschen. Wenn man von einem unerträglichen Druck loskommen will, so hat man Haschisch nöthig. Wohlan, ich hatte Wagner nöthig. Wagner ist das Gegengift gegen alles Deutsche par excellence, – Gift, ich bestreite es nicht . . . Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab – mein Compliment, Herr von Bülow! –, war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagner's sah

ich unter mir – noch zu gemein, zu „deutsch“ . . . Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Fascination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, – ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardo da Vinci's entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagner's; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden – das ist ein *Rückschritt* bei einer Natur wie Wagner . . . Ich nehme es als Glück ersten Rangs, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um *reif* für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugierde des Psychologen. Die Welt ist arm für Den, der niemals krank genug für diese „Wollust der Hölle“ gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden. – Ich denke, ich kenne besser als irgend Jemand das Ungeheure, das Wagner vermag, die fünfzig Welten fremder Entzückungen, zu denen Niemand außer ihm Flügel hatte; und so wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vortheil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den großen Wohlthäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, daß wir tiefer gelitten haben, auch an einander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsre Namen ewig wieder zusammenbringen; und so gewiß Wagner unter Deutschen bloß ein Mißverständniß ist, so gewiß bin ich's und werde es immer sein. – Zwei Jahrhunderte psychologische und artistische Disciplin *zuerst*, meine Herrn Germanen! . . . Aber das holt man nicht nach. –

ICH sage noch ein Wort für die ausgesuchtesten Ohren: was ich eigentlich von der Musik will. Daß sie heiter und tief ist, wie ein Nachmittag im Oktober. Daß sie eigen, ausgelassen, zärtlich, ein kleines süßes Weib von Niedertracht und Anmuth ist... Ich werde nie zulassen, daß ein Deutscher wissen *könne*, was Musik ist. Was man deutsche Musiker nennt, die größten voran, sind *Ausländer*, Slaven, Croaten, Italiäner, Niederländer – oder Juden; im andern Falle Deutsche der starken Rasse, *ausgestorbene* Deutsche, wie Heinrich Schütz, Bach und Händel. Ich selbst bin immer noch Pole genug, um gegen Chopin den Rest der Musik hinzugeben: ich nehme, aus drei Gründen, Wagner's Siegfried-Idyll aus, vielleicht auch Einiges von Liszt, der die vornehmen Orchester-Accente vor allen Musikern voraus hat; zuletzt noch Alles, was jenseits der Alpen gewachsen ist – *diesseits*... Ich würde Rossini nicht zu missen wissen, noch weniger *meinen* Süden in der Musik, die Musik meines Venediger maëstro Pietro Gasti. Und wenn ich jenseits der Alpen sage, sage ich eigentlich nur Venedig. Wenn ich ein andres Wort für Musik suche, so finde ich immer nur das Wort Venedig. Ich weiß keinen Unterschied zwischen Thränen und Musik zu machen, – ich weiß das Glück, den *Süden* nicht ohne Schauer von Furchtsamkeit zu denken.

☺☺☺ An der Brücke stand
 jüngst ich in brauner Nacht.
 Fernher kam Gesang;
 goldener Tropfen quoll's
 über die zitternde Fläche weg.
 Gondeln, Lichter, Musik –
 trunken schwamm's in die Dämmerung hinaus...

☺☺☺ Meine Seele, ein Saitenspiel,
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
–Hörte Jemand ihr zu?...

8

IN ALLEDEM – in der Wahl von Nahrung, von Ort und Klima, von Erholung – gebietet ein Instinkt der Selbsterhaltung, der sich als Instinkt der *Selbstvertheidigung* am unzweideutigsten ausspricht. Vieles nicht sehn, nicht hören, nicht an sich herankommen lassen – erste Klugheit, erster Beweis dafür, daß man kein Zufall, sondern eine Necessität ist. Das gangbare Wort für diesen Selbstvertheidigungs-Instinkt ist *Geschmack*. Sein Imperativ befiehlt nicht nur Nein zu sagen, wo das Ja eine „Selbstlosigkeit“ sein würde, sondern auch *so wenig als möglich Nein* zu sagen. Sich trennen, sich abscheiden von dem, wo immer und immer wieder das Nein nöthig werden würde. Die Vernunft darin ist, daß Defensiv-Ausgaben, selbst noch so kleine, zur Regel, zur Gewohnheit werdend, eine außerordentliche und vollkommen überflüssige Verarmung bedingen. Unsre *großen* Ausgaben sind die häufigsten kleinen. Das Abwehren, das Nicht-heran-kommen-lassen ist eine Ausgabe – man täusche sich hierüber nicht –, eine zu negativen Zwecken *verschwendete* Kraft. Man kann, bloß in der beständigen Noth der Abwehr, schwach genug werden, um sich nicht mehr wehren zu können. – Gesetzt, ich trete aus meinem Haus heraus und fände, statt des stillen und aristokratischen Turin, die deutsche Kleinstadt: mein Instinkt würde sich zu sperren haben, um Alles das zurückzudrängen, was aus dieser plattgedrückten und feigen Welt auf ihn eindringt.

Oder ich fände die deutsche Großstadt, dies gebaute Laster, wo nichts wächst, wo jedwedes Ding, Gutes und Schlimmes, eingeschleppt ist. Müßte ich nicht darüber zum *Igel* werden? – Aber Stacheln zu haben ist eine Vergeudung, ein doppelter Luxus sogar, wenn es freisteht, keine Stacheln zu haben, sondern *offne* Hände . . .

Eine andre Klugheit und Selbstvertheidigung besteht darin, daß man *so selten als möglich reagirt* und daß man sich Lagen und Bedingungen entzieht, wo man verurtheilt wäre, seine „Freiheit“, seine Initiative gleichsam auszuhängen und ein bloßes Reagens zu werden. Ich nehme als Gleichniß den Verkehr mit Büchern. Der Gelehrte, der im Grunde nur noch Bücher „wälzt“ – der Philologe mit mäßigem Ansatz des Tags ungefähr 200 – verliert zuletzt ganz und gar das Vermögen, von sich aus zu denken. Wälzt er nicht, so denkt er nicht. Er *antwortet* auf einen Reiz (– einen gelesenen Gedanken), wenn er denkt, – er reagirt zuletzt bloß noch. Der Gelehrte giebt seine ganze Kraft im Ja- und Neinsagen, in der Kritik von bereits Gedachtem ab, – er selber denkt nicht mehr . . . Der Instinkt der Selbstvertheidigung ist bei ihm mürbe geworden; im andren Falle würde er sich gegen Bücher wehren. Der Gelehrte – ein *décadent*. – Das habe ich mit Augen gesehn: begabte, reich und frei angelegte Naturen schon in den dreißiger Jahren „zu Schanden gelesen“, bloß noch Streichhölzer, die man reiben muß, damit sie Funken – „Gedanken“ geben. – Frühmorgens beim Anbruch des Tags, in aller Frische, in der Morgenröthe seiner Kraft, ein *Buch* lesen – das nenne ich lasterhaft! –

9

AN dieser Stelle ist nicht mehr zu umgehn, die eigentliche Antwort auf die Frage, *wie man wird, was man ist*, zu

geben. Und damit berühre ich das Meisterstück in der Kunst der Selbsterhaltung – der *Selbstsucht* . . . Angenommen nämlich, daß die Aufgabe, die Bestimmung, das *Schicksal* der Aufgabe über ein durchschnittliches Maaß bedeutend hinausliegt, so würde keine Gefahr größer sein, als sich selbst *mit* dieser Aufgabe zu Gesicht zu bekommen. Daß man wird, was man ist, setzt voraus, daß man nicht im Entferntesten ahnt, *was* man ist. Aus diesem Gesichtspunkte haben selbst die *Fehlgriffe* des Lebens ihren eignen Sinn und Werth, die zeitweiligen Nebenwege und Abwege, die Verzögerungen, die „Bescheidenheiten“, der Ernst, auf Aufgaben verschwendet, die jenseits *der* Aufgabe liegen. Darin kommt eine große Klugheit, sogar die oberste Klugheit zum Ausdruck: wo nosce te ipsum das Recept zum Untergang wäre, wird Sich-Vergessen, Sich-*Mißverstehn*, Sich-Verkleinern, -Verengern, -Vermittelmäßigen zur Vernunft selber. Moralisch ausgedrückt: Nächstenliebe, Leben für Andere und Anderes *kann* die Schutzmaaßregel zur Erhaltung der härtesten Selbstigkeit sein: Dies ist der Ausnahmefall, in welchem ich, gegen meine Regel und Überzeugung, die Partei der „selbstlosen“ Triebe nehme: sie arbeiten hier im Dienste der *Selbstsucht*, *Selbstzucht*. – Man muß die ganze Oberfläche des Bewußtseins – Bewußtsein *ist* eine Oberfläche – rein erhalten von irgend einem der großen Imperative. Vorsicht selbst vor jedem großen Worte, jeder großen Attitüde! Lauter Gefahren, daß der Instinkt zu früh „sich versteht“ –. Inzwischen wächst und wächst die organisirende, die zur Herrschaft berufene „Idee“ in der Tiefe, – sie beginnt zu befehlen, sie leitet langsam aus Nebenwegen und Abwegen *zurück*, sie bereitet *einzelne* Qualitäten und Tüchtigkeiten vor, die einmal als Mittel zum Ganzen

sich unentbehrlich erweisen werden, – sie bildet der Reihe nach alle *dienenden* Vermögen aus, bevor sie irgend Etwas von der dominirenden Aufgabe, von „Ziel“, „Zweck“, „Sinn“ verlauten läßt. – Nach dieser Seite hin betrachtet ist mein Leben einfach wundervoll. Zur Aufgabe einer *Umwertung der Werthe* waren vielleicht mehr Vermögen nöthig, als je in einem Einzelnen bei einander gewohnt haben, vor Allem auch Gegensätze von Vermögen, ohne daß diese sich stören, zerstören dürften. Rangordnung der Vermögen; Distanz; die Kunst zu trennen, ohne zu verfeinden; Nichts vermischen, Nichts „versöhnen“; eine ungeheure Vielheit, die trotzdem das Gegenstück des Chaos ist – dies war die Vorbedingung, die lange geheime Arbeit und Künstlerschaft meines Instinkts. Seine *höhere Obhut* zeigte sich in dem Maaße stark, daß ich in keinem Falle auch nur geahnt habe, was in mir wächst, – daß alle meine Fähigkeiten plötzlich, reif, in ihrer letzten Vollkommenheit eines Tags *hervorsprangen*. Es fehlt in meiner Erinnerung, daß ich mich je bemüht hätte, – es ist kein Zug von *Ringen* in meinem Leben nachweisbar, ich bin der Gegensatz einer heroischen Natur. Etwas „wollen“, nach Etwas „streben“, einen „Zweck“, einen „Wunsch“ im Auge haben – das kenne ich Alles nicht aus Erfahrung. Noch in diesem Augenblick sehe ich auf meine Zukunft – eine *weite* Zukunft! – wie auf ein glattes Meer hinaus: kein Verlangen kräuselt sich auf ihm. Ich will nicht im Geringsten, daß Etwas anders wird als es ist; ich selber will nicht anders werden... Aber so habe ich immer gelebt. Ich habe keinen Wunsch gehabt. Jemand, der nach seinem vierundvierzigsten Jahre sagen kann, daß er sich nie um *Ehren*, um *Weiber*, um *Geld* bemüht hat! – Nicht daß sie mir gefehlt hätten... So war ich zum Beispiel eines

Tags Universitätsprofessor, – ich hatte nie im Entferntesten an dergleichen gedacht, denn ich war kaum 24 Jahr alt. So war ich zwei Jahr früher eines Tags Philolog: in dem Sinne, daß meine *erste* philologische Arbeit, mein Anfang in jedem Sinne, von meinem Lehrer Ritschl für sein „Rheinisches Museum“ zum Druck verlangt wurde (*Ritschl* – ich sage es mit Verehrung – der einzige geniale Gelehrte, den ich bis heute zu Gesicht bekommen habe. Er besaß jene angenehme Verdorbenheit, die uns Thüringer auszeichnet und mit der sogar ein Deutscher sympathisch wird: – wir ziehn selbst, um zur Wahrheit zu gelangen, noch die Schleichwege vor. Ich möchte mit diesen Worten meinen näheren Landsmann, den *klugen* Leopold von Ranke, durchaus nicht unterschätzt haben...).

IO

MAN wird mich fragen, warum ich eigentlich alle diese kleinen und nach herkömmlichem Urtheil gleichgültigen Dinge erzählt habe; ich schade mir selbst damit, um so mehr, wenn ich große Aufgaben zu vertreten bestimmt sei. Antwort: diese kleinen Dinge – Ernährung, Ort, Klima, Erholung, die ganze Casuistik der Selbstsucht – sind über alle Begriffe hinaus wichtiger als Alles, was man bisher wichtig nahm. Hier gerade muß man anfangen, *umzulernen*. Das, was die Menschheit bisher ernsthafter erwogen hat, sind nicht einmal Realitäten, bloße Einbildungen, strenger geredet, *Lügen* aus den schlechten Instinkten kranker, im tiefsten Sinne schädlicher Naturen heraus – alle die Begriffe „Gott“, „Seele“, „Tugend“, „Sünde“, „Jenseits“, „Wahrheit“, „ewiges Leben“ ... Aber man hat die Größe der menschlichen Natur, ihre „Göttlichkeit“ in ihnen gesucht... Alle Fragen der Politik, der Gesellschafts-Ordnung, der Er-

ziehung sind dadurch bis in Grund und Boden gefälscht, daß man die schädlichsten Menschen für große Menschen nahm, – daß man die „kleinen“ Dinge, will sagen die Grundangelegenheiten des Lebens selber, verachten lehrte . . . Vergleiche ich mich nun mit den Menschen, die man bisher als *erste* Menschen ehrte, so ist der Unterschied handgreiflich. Ich rechne diese angeblich „Ersten“ nicht einmal zu den Menschen überhaupt, – sie sind für mich Ausschluß der Menschheit, Ausgeburten von Krankheit und rachsüchtigen Instinkten: sie sind lauter unheilvolle, im Grunde unheilbare Unmenschen, die am Leben Rache nehmen . . . Ich will dazu der Gegensatz sein: mein Vorrecht ist, die höchste Feinheit für alle Zeichen gesunder Instinkte zu haben. Es fehlt jeder krankhafte Zug an mir; ich bin selbst in Zeiten schwerer Krankheit nicht krankhaft geworden; umsonst, daß man in meinem Wesen einen Zug von Fanatismus sucht. Man wird mir aus keinem Augenblick meines Lebens irgend eine anmaaßliche oder pathetische Haltung nachweisen können. Das Pathos der Attitüde gehört *nicht* zur Größe; wer Attitüden überhaupt nöthig hat, ist *falsch* . . . Vorsicht vor allen pittoresken Menschen! – Das Leben ist mir leicht geworden, am leichtesten, wenn es das Schwerste von mir verlangte. Wer mich in den siebenzig Tagen dieses Herbstes gesehen hat, wo ich, ohne Unterbrechung, lauter Sachen ersten Ranges gemacht habe, die kein Mensch mir nachmacht – oder vormacht, mit einer Verantwortlichkeit für alle Jahrtausende nach mir, wird keinen Zug von Spannung an mir wahrgenommen haben, um so mehr eine überströmende Frische und Heiterkeit. Ich aß nie mit angenehmeren Gefühlen, ich schlief nie besser. – Ich kenne keine andre Art, mit großen Aufgaben zu verkehren als das *Spiel*: dies ist, als Anzeichen

der Größe, eine wesentliche Voraussetzung. Der geringste Zwang, die düstre Miene, irgend ein harter Ton im Halse sind alles Einwände gegen einen Menschen, um wieviel mehr gegen sein Werk! . . . Man darf keine Nerven haben . . . Auch an der Einsamkeit *leiden* ist ein Einwand, – ich habe immer nur an der „Vielsamkeit“ gelitten . . . In einer absurd frühen Zeit, mit sieben Jahren, wußte ich bereits, daß mich nie ein menschliches Wort erreichen würde: hat man mich je darüber betrübt gesehn? – Ich habe heute noch die gleiche Leutseligkeit gegen Jedermann, ich bin selbst voller Auszeichnung für die Niedrigsten: in dem Allen ist nicht ein Gran von Hochmuth, von geheimer Verachtung. Wen ich verachte, der *erräth*, daß er von mir verachtet wird: ich empöre durch mein bloßes Dasein Alles, was schlechtes Blut im Leibe hat . . . Meine Formel für die Größe am Menschen ist *amor fati*: daß man Nichts anders haben will, vorwärts nicht, rückwärts nicht, in alle Ewigkeit nicht. Das Nothwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen – aller Idealismus ist Verlogenheit vor dem Nothwendigen –, sondern es *lieben* . . .



WARUM ICH SO GUTE BÜCHER SCHREIBE

DAS Eine bin ich, das Andre sind meine Schriften. – Hier werde, bevor ich von ihnen selber rede, die Frage nach dem Verstanden- oder *Nicht*-verstandenwerden dieser Schriften berührt. Ich thue es so nachlässig, als es sich irgendwie schickt: denn diese Frage ist durchaus noch nicht an der Zeit. Ich selber bin noch nicht an der Zeit, Einige werden posthum geboren. – Irgend wann wird man Institutionen nöthig haben, in denen man lebt und lehrt, wie ich leben und lehren verstehe; vielleicht selbst, daß man dann auch eigene Lehrstühle zur Interpretation des Zarathustra errichtet. Aber es wäre ein vollkommener Widerspruch zu mir, wenn ich heute bereits Ohren *und Hände* für *meine* Wahrheiten erwartete: daß man heute nicht hört, daß man heute nicht von mir zu nehmen weiß, ist nicht nur begreiflich, es scheint mir selbst das Rechte. Ich will nicht verwechselt werden, – dazu gehört, daß ich mich selber nicht verwechselte. – Nochmals gesagt, es ist Wenig in meinem Leben nachweisbar von „bösem Willen“; auch von litterarischem „bösem Willen“ wüßte ich kaum einen Fall zu erzählen. Dagegen zu Viel von *reiner Thorheit!* . . . Es scheint mir eine der seltensten Auszeichnungen, die Jemand sich erweisen kann, wenn er ein Buch von mir in die Hand nimmt, – ich nehme selbst an, er zieht dazu die Schuhe aus, – nicht von Stiefeln zu reden . . . Als sich einmal der Doctor Heinrich von Stein ehrlich darüber beklagte, kein Wort aus meinem Zarathustra zu verstehn, sagte ich ihm, das sei in Ordnung: sechs Sätze daraus verstanden, das heißt: *erlebt* haben, hebe auf eine höhere Stufe der Sterblichen hinauf, als „moderne“ Menschen erreichen könnten. Wie *könnte* ich, mit *diesem* Gefühle der Distanz, auch nur wünschen,

von den „Modernen“, die ich kenne – ,gelesen zu werden! – Mein Triumph ist gerade der umgekehrte, als der Schopenhauer's war, – ich sage „*non legor, non legar.*“ – Nicht, daß ich das Vergnügen unterschätzen möchte, das mir mehrmals die *Unschuld* im Neinsagen zu meinen Schriften gemacht hat. Noch in diesem Sommer, zu einer Zeit, wo ich vielleicht mit meiner schwerwiegenden, zu schwer wiegenden Litteratur den ganzen Rest von Litteratur aus dem Gleichgewicht zu bringen vermöchte, gab mir ein Professor der Berliner Universität wohlwollend zu verstehen, ich sollte mich doch einer andren Form bedienen: so Etwas lese Niemand. – Zuletzt war es nicht Deutschland, sondern die Schweiz, die die zwei extremen Fälle geliefert hat. Ein Aufsatz des Dr. V. Widmann im „Bund“, über „Jenseits von Gut und Böse“, unter dem Titel „Nietzsche's gefährliches Buch“, und ein Gesamt-Bericht über meine Bücher überhaupt seitens des Herrn Karl Spitteler, gleichfalls im „Bund“, sind ein Maximum in meinem Leben – ich hüte mich zu sagen wovon . . . Letzterer behandelte zum Beispiel meinen Zarathustra als *höhere Stilübung*, mit dem Wunsche, ich möchte später doch auch für Inhalt sorgen; Dr. Widmann drückte mir seine Achtung vor dem Muth aus, mit dem ich mich um Abschaffung aller anständigen Gefühle bemühe. – Durch eine kleine Tücke von Zufall war hier jeder Satz, mit einer Folgerichtigkeit, die ich bewundert habe, eine auf den Kopf gestellte Wahrheit: man hatte im Grunde Nichts zu thun, als alle „Werthe umzuwerthen“, um, auf eine sogar bemerkenswerthe Weise, über mich den Nagel auf den Kopf zu treffen – statt meinen Kopf mit einem Nagel zu treffen . . . Um so mehr versuche ich eine Erklärung. – Zuletzt kann Niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits

weiß. Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns nun einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltneren Erfahrung liegen, – daß es die *erste* Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Falle wird einfach Nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, *auch Nichts da ist* . . . Dies ist zuletzt meine durchschnittliche Erfahrung und, wenn man will, die *Originalität* meiner Erfahrung. Wer Etwas von mir verstanden zu haben glaubte, hatte sich Etwas aus mir zu recht gemacht, nach seinem Bilde, – nicht selten einen Gegensatz von mir, zum Beispiel einen „Idealisten“; wer Nichts von mir verstanden hatte, leugnete, daß ich überhaupt in Betracht käme. – Das Wort „*Übermensch*“ zur Bezeichnung eines Typus höchster Wohlgerathenheit, im Gegensatz zu „modernen“ Menschen, zu „guten“ Menschen, zu Christen und andren Nihilisten – ein Wort, das im Munde eines Zarathustra, des *Vernichters* der Moral, ein sehr nachdenkliches Wort wird – ist fast überall mit voller Unschuld im Sinn derjenigen Werthe verstanden worden, deren Gegensatz in der Figur Zarathustra's zur Erscheinung gebracht worden ist: will sagen als „idealistischer“ Typus einer höheren Art Mensch, halb „Heiliger“, halb „Genie“ . . . Andres gelehrtes Hornvieh hat mich seinethalben des Darwinismus verdächtigt: selbst der von mir so boshaft abgelehnte „Heroen-Cultus“ jenes großen Falschmünzers wider Wissen und Willen, Carlyle's, ist darin wiedererkannt worden. Wem ich in's Ohr flüsterte, er solle sich eher noch nach einem Cesare Borgia als nach einem Parsifal umsehn, der traute seinen Ohren nicht. – Daß ich gegen Besprechungen meiner Bü-

cher, insonderheit durch Zeitungen, ohne jedwede Neugierde bin, wird man mir verzeihn müssen. Meine Freunde, meine Verleger wissen das und sprechen mir nicht von dergleichen. In einem besondern Falle bekam ich einmal Alles zu Gesicht, was über ein einzelnes Buch – es war „Jenseits von Gut und Böse“ – gesündigt worden ist; ich hätte einen artigen Bericht darüber abzustatten. Sollte man es glauben, daß die Nationalzeitung – eine preußische Zeitung, für meine ausländischen Leser bemerkt, – ich selbst lese, mit Verlaub, nur das Journal des Débats – allen Ernstes das Buch als ein „Zeichen der Zeit“ zu verstehn wußte, als die echte rechte *Junker-Philosophie*, zu der es der Kreuzzeitung nur an Muth gebreche? . . .

2

DIES war für Deutsche gesagt: Denn überall sonst habe ich Leser – lauter *ausgesuchte* Intelligenzen, bewährte, in hohen Stellungen und Pflichten erzogene Charaktere; ich habe sogar wirkliche Genie's unter meinen Lesern. In Wien, in St. Petersburg, in Stockholm, in Kopenhagen, in Paris und New-York – überall bin ich entdeckt: ich bin es *nicht* in Europa's Flachland Deutschland . . . Und, daß ich es bekenne, ich freue mich noch mehr über meine Nicht-Leser, solche, die weder meinen Namen, noch das Wort Philosophie je gehört haben; aber wohin ich komme, hier in Turin zum Beispiel, erheitert und vergütigt sich bei meinem Anblick jedes Gesicht. Was mir bisher am meisten geschmeichelt hat, das ist, daß alte Höckerinnen nicht Ruhe haben, bevor sie mir nicht das Süßeste aus ihren Trauben zusammengesucht haben. *So weit* muß man Philosoph sein . . . Man nennt nicht umsonst die Polen die Franzosen unter den Slaven. Eine charmante Russin wird sich nicht

einen Augenblick darüber vergreifen, wohin ich gehöre. Es gelingt mir nicht, feierlich zu werden, ich bringe es höchstens bis zur Verlegenheit . . . Deutsch denken, deutsch fühlen – ich kann Alles, aber *das* geht über meine Kräfte . . . Mein alter Lehrer Ritschl behauptete sogar, ich concipirte selbst noch meine philologischen Abhandlungen wie ein Pariser romancier – absurd spannend. In Paris selbst ist man erstaunt über „toutes mes audaces et finesses“ – der Ausdruck ist von Monsieur Taine –; ich fürchte, bis in die höchsten Formen des Dithyrambus findet man bei mir von jenem Salze beigemischt, das niemals dumm – „deutsch“ – wird, esprit . . . Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. – Wir wissen Alle, Einige wissen es sogar aus Erfahrung, was ein Langohr ist. Wohlan, ich wage zu behaupten, daß ich die kleinsten Ohren habe. Dies interessirt gar nicht wenig die Weiblein –, es scheint mir, sie fühlen sich besser von mir verstanden? . . . Ich bin der *Antiesel* par excellence und damit ein welthistorisches Unthier, – ich bin, auf griechisch, und nicht nur auf griechisch, der *Antichrist* . . .

3

ICH kenne einigermaßen meine Vorrechte als Schriftsteller; in einzelnen Fällen ist es mir auch bezeugt, wie sehr die Gewöhnung an meine Schriften den Geschmack „verdirbt“. Man hält einfach andre Bücher nicht mehr aus, am wenigsten philosophische. Es ist eine Auszeichnung ohne Gleichen, in diese vornehme und delikate Welt einzutreten, – man darf dazu durchaus kein Deutscher sein; es ist zuletzt eine Auszeichnung, die man sich verdient haben muß. Wer mir aber durch *Höhe* des Wollens verwandt ist, erlebt dabei wahre Ekstasen des Lernens: denn ich komme aus Höhen, die kein Vogel je erflog, ich kenne

Abgründe, in die noch kein Fuß sich verirrt hat. Man hat mir gesagt, es sei nicht möglich, ein Buch von mir aus der Hand zu legen, – ich störte selbst die Nachtruhe . . . Es giebt durchaus keine stolzere und zugleich raffinirtere Art von Büchern: – sie erreichen hier und da das Höchste, was auf Erden erreicht werden kann, den Cynismus; man muß sie sich ebenso mit den zartesten Fingern wie mit den tapfersten Fäusten erobern. Jede Gebrechlichkeit der Seele schließt aus davon, ein für alle Male, selbst jede Dyspepsie: man muß keine Nerven haben, man muß einen fröhlichen Unterleib haben. Nicht nur die Armuth, die Winkel-Luft einer Seele schließt davon aus, noch viel mehr das Feige, das Unsaubere, das Heimlich-Rachsüchtige in den Eingeweiden: ein Wort von mir treibt alle schlechten Instinkte in's Gesicht. Ich habe an meinen Bekannten mehrere Versuchsthiere, an denen ich mir die verschiedene, sehr lehrreich verschiedene Reaktion auf meine Schriften zu Gemüthe führe. Wer Nichts mit ihrem Inhalte zu thun haben will, meine sogenannten Freunde zum Beispiel, wird dabei „unpersönlich“: man wünscht mir Glück, wieder „so weit“ zu sein, – auch ergäbe sich ein Fortschritt in einer größeren Heiterkeit des Tons . . . Die vollkommen lasterhaften „Geister“, die „schönen Seelen“, die in Grund und Boden Verlogenen wissen schlechterdings nicht, was sie mit diesen Büchern anfangen sollen, – folglich sehn sie dieselben *unter* sich, die schöne Folgerichtigkeit aller „schönen Seelen“. Das Hornvieh unter meinen Bekannten, bloße Deutsche, mit Verlaub, giebt zu verstehn, man sei nicht immer meiner Meinung, aber doch mitunter . . . Ich habe dies selbst über den Zarathustra gehört . . . Ingleichen ist jeder „Feminismus“ im Menschen, auch im Manne, ein Thorschluß für

mich: man wird niemals in dies Labyrinth verwegener Erkenntnisse eintreten. Man muß sich selbst nie geschont haben, man muß die *Härte* in seinen Gewohnheiten haben, um unter lauter harten Wahrheiten wohlgemuth und heiter zu sein. Wenn ich mir das Bild eines vollkommnen Lesers ausdenke, so wird immer ein Unthier von Muth und Neugierde daraus, außerdem noch etwas Biegsames, Listiges, Vorsichtiges, ein geborner Abenteurer und Entdecker. Zuletzt: ich wüßte es nicht besser zu sagen, zu wem ich im Grunde allein rede, als es Zarathustra gesagt hat: *wem* allein will er sein Räthsel erzählen?

„Euch, den kühnen Suchern, Versuchern, und wer je sich mit listigen Segeln auf furchtbare Meere einschiffte, – euch, den Räthsel-Trunkenen, den Zwielicht-Frohen, deren Seele mit Flöten zu jedem Irrschlunde gelockt wird: – denn nicht wollt ihr mit feiger Hand einem Faden nachtasten; und wo ihr *errathen* könnt, da haßt ihr es, zu *erschließen* . . .“

4

ICH sage zugleich noch ein allgemeines Wort über meine *Kunst des Stils*. Einen Zustand, eine innere Spannung von Pathos durch Zeichen, eingerechnet das Tempo dieser Zeichen, *mitzutheilen* – das ist der Sinn jedes Stils; und in Anbetracht, daß die Vielheit innerer Zustände bei mir außerordentlich ist, giebt es bei mir viele Möglichkeiten des Stils – die vielfachste Kunst des Stils überhaupt, über die je ein Mensch verfügt hat. *Gut* ist jeder Stil, der einen inneren Zustand wirklich mittheilt, der sich über die Zeichen, über das Tempo der Zeichen, über die *Gebärden* – alle Gesetze der Periode sind Kunst der Gebärde – nicht vergreift. Mein Instinkt ist hier unfehlbar. – Guter Stil *an*

58

sich – eine reine Thorheit, bloßer „Idealismus“: etwa, wie das „Schöne *an sich*“, wie das „Gute *an sich*“, wie das „Ding *an sich*“ . . . Immer noch vorausgesetzt, daß es Ohren giebt – daß es Solche giebt, die eines gleichen Pathos fähig und würdig sind, daß Die nicht fehlen, denen man sich mittheilen *darf*. – Mein Zarathustra zum Beispiel sucht einstweilen noch nach Solchen – ach, er wird noch lange zu suchen haben! – Man muß dessen *werth* sein, ihn zu hören . . . Und bis dahin wird es Niemanden geben, der die *Kunst*, die hier verschwendet worden ist, begreift: es hat nie Jemand mehr von neuen, von unerhörten, von wirklich erst dazu geschaffnen Kunstmitteln zu verschwenden gehabt. Daß dergleichen gerade in deutscher Sprache möglich war, blieb zu beweisen: ich selbst hätte es vorher am härtesten abgelehnt. Man weiß vor mir nicht, was man mit der deutschen Sprache kann, – was man überhaupt mit der Sprache kann. Die Kunst des *großen* Rhythmus, der *große Stil* der Periodik, zum Ausdruck eines ungeheuren Auf und Nieder von sublimer, von übermenschlicher Leidenschaft, ist erst von mir entdeckt; mit einem Dithyrambus wie dem letzten des *dritten* Zarathustra, „die sieben Siegel“ überschrieben, flog ich tausend Meilen über Das hinaus, was bisher Poesie hieß.

5

DASS aus meinen Schriften ein *Psychologe* redet, der nicht seines Gleichen hat, das ist vielleicht die erste Einsicht, zu der ein guter Leser gelangt – ein Leser, wie ich ihn verdiene, der mich liest, wie gute alte Philologen ihren Horaz lasen. Die Sätze, über die im Grunde alle Welt einig ist – gar nicht zu reden von den Allerwelts-Philosophen, den Moralisten und andren Hohltöpfen, Kohlköpfen – erschei-

nen bei mir als Naivetäten des Fehlgriffs: zum Beispiel jener Glaube, daß „unegoistisch“ und „egoistisch“ Gegensätze sind, während das ego selbst bloß ein „höherer Schwindel“, ein „Ideal“ ist... Es giebt *weder* egoistische, *noch* unegoistische Handlungen: beide Begriffe sind psychologischer Widersinn. Oder der Satz „der Mensch strebt nach Glück“... Oder der Satz „das Glück ist der Lohn der Tugend“... Oder der Satz „Lust und Unlust sind Gegensätze“... Die Circe der Menschheit, die Moral, hat alle psychologica in Grund und Boden gefälscht – *vermoralisirt* – bis zu jenem schauerhaften Unsinn, daß die Liebe etwas „Unegoistisches“ sein soll... Man muß fest auf *sich* sitzen, man muß tapfer auf seinen beiden Beinen stehn, sonst *kann* man gar nicht lieben. Das wissen zuletzt die Weiblein nur zu gut: sie machen sich den Teufel was aus selbstlosen, aus bloß objektiven Männern... Darf ich anbei die Vermuthung wagen, daß ich die Weiblein *kenne*? Das gehört zu meiner dionysischen Mitgift. Wer weiß? vielleicht bin ich der erste Psycholog des Ewig-Weiblichen. Sie lieben mich Alle – eine alte Geschichte: die *verunglückten* Weiblein abgerechnet, die „Emancipirten“, denen das Zeug zu Kindern abgeht. – Zum Glück bin ich nicht Willens, mich zerreißen zu lassen: das vollkommne Weib zerreißt, wenn es liebt... Ich kenne diese lebenswürdigen Mänaden... Ah, was für ein gefährliches, schleichendes, unterirdisches kleines Raubthier! Und so angenehm dabei!... Ein kleines Weib, das seiner Rache nachrennt, würde das Schicksal selbst über den Haufen rennen. – Das Weib ist unsäglich viel böser als der Mann, auch klüger; Güte am Weibe ist schon eine Form der *Entartung*... Bei allen sogenannten „schönen Seelen“ giebt es einen physiologischen Übelstand auf dem Grunde, – ich sage nicht Alles,

60

ich würde sonst medicynisch werden. Der Kampf um *gleiche* Rechte ist sogar ein Symptom von Krankheit: jeder Arzt weiß das. – Das Weib, je mehr Weib es ist, wehrt sich ja mit Händen und Füßen gegen Rechte überhaupt: der Naturzustand, der ewige *Krieg* zwischen den Geschlechtern giebt ihm ja bei weitem den ersten Rang. – Hat man Ohren für meine Definition der Liebe gehabt? es ist die einzige, die eines Philosophen würdig ist. Liebe – in ihren Mitteln der Krieg, in ihrem Grunde der Todhaß der Geschlechter. – Hat man meine Antwort auf die Frage gehört, wie man ein Weib *kurirt* – „erlöst“? Man macht ihm ein Kind. Das Weib hat Kinder nöthig, der Mann ist immer nur Mittel: also sprach Zarathustra. – „Emancipation des Weibes“ – das ist der Instinkthaß des *mißrathenen*, das heißt gebäruntüchtigen Weibes gegen das wohlgerathene, – der Kampf gegen den „Mann“ ist immer nur Mittel, Vorwand, Taktik. Sie wollen, indem sie *sich* hinaufheben, als „Weib an sich“, als „höheres Weib“, als „Idealistin“ von Weib, das allgemeine Rang-Niveau des Weibes *herunterbringen*; kein sichereres Mittel dazu als Gymnasial-Bildung, Hosen und politische Stimmvieh-Rechte. Im Grunde sind die Emancipirtendie *Anarchisten* in der Welt des „Ewig-Weiblichen“, die Schlechtweggekommenen, deren unterster Instinkt Rache ist... Eine ganze Gattung des böartigsten „Idealismus“ – der übrigens auch bei Männern vorkommt, zum Beispiel bei Henrik Ibsen, dieser typischen alten Jungfrau – hat als Ziel, das gute Gewissen, die Natur in der Geschlechtsliebe zu *vergiften*... Und damit ich über meine in diesem Betracht ebenso honnette als strenge Gesinnung keinen Zweifel lasse, will ich noch einen Satz aus meinem Moral-Codex gegen das *Laster* mittheilen: mit dem Wort Laster bekämpfe

ich jede Art Widernatur oder, wenn man schöne Worte liebt, Idealismus. Der Satz heißt: „die Predigt der Keuschheit ist eine öffentliche Aufreizung zur Widernatur. Jede Verachtung des geschlechtlichen Lebens, jede Verunreinigung desselben durch den Begriff „unrein“ ist das Verbrechen selbst am Leben, – ist die eigentliche Sünde wider den heiligen Geist des Lebens.“ –

6

UM einen Begriff von mir als Psychologen zu geben, nehme ich ein curioses Stück Psychologie, das in „Jenseits von Gut und Böse“ vorkommt, – ich verbiete übrigens jede Muthmaßung darüber, wen ich an dieser Stelle beschreibe. „Das Genie des Herzens, wie es jener große Verborgene hat, der Versucher-Gott und geborne Rattenfänger der Gewissen, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzu steigen weiß, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falte der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, daß er zu scheinen versteht – und nicht Das, was er ist, sondern was Denen, die ihm folgen, ein Zwang *mehr* ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen . . . Das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten giebt: – still zu liegen, wie ein Spiegel, daß sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele . . . Das Genie des Herzens, das die tölpische und überrasche Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süßer Geistigkeit unter trübem dickem Eise erräth und eine Wünschelruthe für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlam-

mes und Sandes begraben lag . . . Das Genie des Herzens, von dessen Berührung Jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor, aufgebrochen, von einem Thauwinde angeweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher zerbrechlicher zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens . . .“

☪☪☪ DIE GEBURT DER TRAGÖDIE. Um gegen die „Geburt der Tragödie“ (1872) gerecht zu sein, wird man Einiges vergessen müssen. Sie hat mit dem *gewirkt* und selbst fasciniert, was an ihr verfehlt war – mit ihrer Nutzenanwendung auf die *Wagnerei*, als ob dieselbe ein *Aufgangs*-Symptom sei. Diese Schrift war ebendamit im Leben Wagner's ein Ereigniß: von da an gab es erst große Hoffnungen bei dem Namen Wagner. Noch heute erinnert man mich daran, unter Umständen mitten aus dem Parsifal heraus: wie *ich* es eigentlich auf dem Gewissen habe, daß eine so hohe Meinung über den *Cultur-Werth* dieser Bewegung obenauf gekommen sei. – Ich fand die Schrift mehrmals citirt als „die *Wiedergeburt* der Tragödie aus dem Geiste der Musik“: man hat nur Ohren für eine neue Formel der Kunst, der Absicht, der Aufgabe *Wagner's* gehabt, – darüber wurde überhört, was die Schrift im Grunde Werthvolles barg. „Griechenthum und Pessimismus“: das wäre ein unzweideutigerer Titel gewesen: nämlich als erste Belehrung darüber, wie die Griechen fertig wurden mit dem Pessimismus, – womit sie ihn *überwanden* . . . Die Tragödie gerade ist der Beweis dafür, daß die Griechen *keine* Pessimisten

waren: Schopenhauer vergriff sich hier, wie er sich in Allem vergriffen hat. – Mit einiger Neutralität in die Hand genommen, sieht die „Geburt der Tragödie“ sehr unzeitgemäß aus: man würde sich nicht träumen lassen, daß sie unter den Donnern der Schlacht bei Wörth *begonnen* wurde. Ich habe diese Probleme vor den Mauern von Metz, in kalten September-Nächten, mitten im Dienste der Krankenpflege, durchgedacht; man könnte eher schon glauben, daß die Schrift fünfzig Jahre älter sei. Sie ist politisch indifferent – „undeutsch“, wird man heute sagen –, sie riecht anstößig Hegelisch, sie ist nur in einigen Formeln mit dem Leichenbitter-Parfüm Schopenhauer's behaftet. Eine „Idee“ – der Gegensatz dionysisch und apollinisch – in's Metaphysische übersetzt; die Geschichte selbst als die Entwicklung dieser „Idee“; in der Tragödie der Gegensatz zur Einheit aufgehoben; unter dieser Optik Dinge, die noch nie einander in's Gesicht gesehen hatten, plötzlich gegenüber gestellt, aus einander beleuchtet und *begriffen* . . . Die Oper zum Beispiel und die Revolution . . . Die zwei entscheidenden *Neuerungen* des Buchs sind einmal das Verständniß des *dionysischen* Phänomens bei den Griechen – es giebt dessen erste Psychologie, es sieht in ihm die Eine Wurzel der ganzen griechischen Kunst –. Das Andre ist das Verständniß des Sokratismus: Sokrates als Werkzeug der griechischen Auflösung, als typischer *décadent* zum ersten Male erkannt. „Vernünftigkeit“ *gegen* Instinkt. Die „Vernünftigkeit“ um jeden Preis als gefährliche, als leben-untergrabende Gewalt! – Tiefes feindseliges Schweigen über das Christenthum im ganzen Buche: Es ist weder apollinisch, noch dionysisch; es *negirt* alle *ästhetischen* Werthe – die einzigen Werthe, die die „Geburt der Tragödie“ anerkennt:

es ist im tiefsten Sinne nihilistisch, während im dionysischen Symbol die äußerste Grenze der *Bejahung* erreicht ist. Einmal wird auf die christlichen Priester wie auf eine „tückische Art von Zwergen“, von „Unterirdischen“ angespielt . . .

2. Dieser Anfang ist über alle Maaßen merkwürdig. Ich hatte zu meiner innersten Erfahrung das einzige Gleichniß und Seitenstück, das die Geschichte hat, *entdeckt*, – ich hatte ebendamit das wundervolle Phänomen des Dionysischen als der Erste begriffen. Ingleichen war damit, daß ich Sokrates als *décadent* erkannte, ein völlig unzweideutiger Beweis dafür gegeben, wie wenig die Sicherheit meines psychologischen Griffs von Seiten irgend einer Moral-Idiosynkrasie Gefahr laufen werde: – die Moral selbst als *décadence*-Symptom ist eine Neuerung, eine Einzigkeit ersten Rangs in der Geschichte der Erkenntniß. Wie hoch war ich mit Beidem über das erbärmliche Flachkopf-Geschwätz von Optimismus contra Pessimismus hinweggesprungen! – Ich sah zuerst den eigentlichen Gegensatz: – den *entartenden* Instinkt, der sich gegen das Leben mit unterirdischer Rachsucht wendet (– Christenthum, die Philosophie Schopenhauer's, in gewissem Sinne schon die Philosophie Plato's, der ganze Idealismus als typische Formen) und eine aus der Fülle, der Überfülle geborene Formel der *höchsten Bejahung*, ein Jasagen ohne Vorbehalt, zum Leiden selbst, zur Schuld selbst, zu allem Fragwürdigen und Fremden des Daseins selbst . . . Dieses letzte, freudigste, überschwänglich-übermüthigste Ja zum Leben ist nicht nur die höchste Einsicht, es ist auch die *tiefste*, die von Wahrheit und Wissenschaft am strengsten bestätigte und aufrecht erhaltene. Es ist Nichts, was ist, abzurechnen, es ist Nichts entbehrlich

– die von den Christen und andren Nihilisten abgelehnten Seiten des Daseins sind sogar von unendlich höherer Ordnung in der Rangordnung der Werthe als das, was der *décadence*-Instinkt gutheißen, *gut heißen* durfte. Dies zu begreifen, dazu gehört *Muth* und, als dessen Bedingung, ein Ueberschuß von *Kraft*: denn genau so weit als der *Muth* sich vorwärts wagen *darf*, genau nach dem Maaß von *Kraft* nähert man sich der Wahrheit. Die Erkenntniß, das Ja-sagen zur Realität, ist für den Starken eine ebensolche Nothwendigkeit, als für den Schwachen, unter der Inspiration der Schwäche, die Feigheit und *Flucht* vor der Realität – das „Ideal“ . . . Es steht ihnen nicht frei, zu erkennen: die *décadents* haben die Lüge *nöthig*, – sie ist eine ihrer Erhaltung-Bedingungen. – Wer das Wort „dionysisch“ nicht nur begreift, sondern *sich* in dem Wort „dionysisch“ begreift, hat keine Widerlegung *Plato's* oder des *Christenthums* oder *Schopenhauer's* nöthig – er *riecht die Verwesung* . . .

3. Inwiefern ich ebendamit den Begriff „tragisch“, die endliche Erkenntnis darüber, was die Psychologie der Tragödie ist, gefunden hatte, habe ich zuletzt noch in der *Götzen-Dämmerung* Seite 139 zum Ausdruck gebracht: „Das Ja-sagen zum Leben selbst noch in seinen fremdesten und härtesten Problemen; der Wille zum Leben, im *Opfer* seiner höchsten Typen der eignen Unerschöpflichkeit frohwerdend – *das* nannte ich dionysisch, das verstand ich als Brücke zur Psychologie des *tragischen* Dichters. *Nicht* um von Schrecken und Mitleiden loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt durch eine vehemente Entladung zu reinigen – so mißverstand es *Aristoteles* –: sondern um, über Schrecken und Mitleiden hinaus, die ewige Lust

66

des Werdens *selbst zu sein*, – jene Lust, die auch noch die *Lust am Vernichten* in sich schließt . . .“ In diesem Sinne habe ich das Recht, mich selber als den ersten *tragischen Philosophen* zu verstehn – das heißt den äußersten Gegensatz und Antipoden eines pessimistischen Philosophen. Vor mir giebt es diese Umsetzung des dionysischen in ein philosophisches Pathos nicht: es fehlt die *tragische Weisheit*, – ich habe vergebens nach Anzeichen davon selbst bei den *großen Griechen* der Philosophie, denen der zwei Jahrhunderte *vor Sokrates*, gesucht. Ein Zweifel blieb mir zurück bei *Heraklit*, in dessen Nähe überhaupt mir wärmer, mir wohler zu Muthe wird als irgendwo sonst. Die Bejahung des Vergehens *und Vernichtens*, das Entscheidende in einer dionysischen Philosophie, das Jasagen zu Gegensatz und Krieg, das *Werden*, mit radikaler Ablehnung auch selbst des Begriffs „*Sein*“ – darin muß ich unter allen Umständen das mir Verwandteste anerkennen, was bisher gedacht worden ist. Die Lehre von der „*ewigen Wiederkunft*“, das heißt vom unbedingten und unendlich wiederholten Kreislauf aller Dinge – diese Lehre *Zarathustra's könnte* zuletzt auch schon gelehrt worden sein. Zum Mindesten hat die *Stoa*, die fast alle ihre grundsätzlichen Vorstellungen von *Heraklit* geerbt hat, Spuren davon. –

4. Aus dieser Schrift redet eine ungeheure Hoffnung. Zuletzt fehlt mir jeder Grund, die Hoffnung auf eine dionysische Zukunft der Musik zurückzunehmen. Werfen wir einen Blick ein Jahrhundert voraus, setzen wir den Fall, daß mein Attentat auf zwei Jahrtausende Widernatur und Menschenschändung gelingt. Jene neue Partei des Lebens, welche die größte aller Aufgaben, die Höherzüchtung der Menschheit in die Hände nimmt, eingerechnet die schonungslose Vernich-

tung alles Entartenden und Parasitischen, wird jenes *Zuviel von Leben* auf Erden wieder möglich machen, aus dem auch der dionysische Zustand wieder erwachsen muß. Ich verspreche ein *tragisches* Zeitalter: die höchste Kunst im Jasagen zum Leben, die Tragödie, wird wiedergeboren werden, wenn die Menschheit das Bewußtsein der härtesten, aber nothwendigsten Kriege hinter sich hat, *ohne daran zu leiden* . . . Ein Psychologe dürfte noch hinzufügen, daß was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, Nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat; daß wenn ich die dionysische Musik beschrieb, ich Das beschrieb, was *ich* gehört hatte, – daß ich instinktiv Alles in den neuen Geist übersetzen und transfiguriren mußte, den ich in mir trug. Der Beweis dafür, *so stark als nur ein Beweis sein kann*, ist meine Schrift „Wagner in Bayreuth“: an allen psychologisch entscheidenden Stellen ist nur von mir die Rede, – man darf rücksichtslos meinen Namen oder das Wort „Zarathustra“ hinstellen, wo der Text das Wort Wagner giebt. Das ganze Bild des *dithyrambischen* Künstlers ist das Bild des *präexistenten* Dichters des Zarathustra, mit abgründlicher Tiefe hingezeichnet und ohne einen Augenblick die Wagner'sche Realität auch nur zu berühren. Wagner selbst hatte einen Begriff davon; er erkannte sich in der Schrift nicht wieder. – Insgleichen hatte sich „der Gedanke von Bayreuth“ in Etwas verwandelt, das den Kennern meines Zarathustra kein Räthsel-Begriff sein wird: in jenen *großen Mittag*, wo sich die Auserwähltesten zur größten aller Aufgaben weihen – wer weiß? die Vision eines Festes, das ich noch erleben werde . . . Das Pathos der ersten Seiten ist welthistorisch; der *Blick*, von dem auf der siebenten Seite die Rede ist, ist der eigentliche Zarathustra-Blick;

Wagner, Bayreuth, die ganze kleine deutsche Erbärmlichkeit ist eine Wolke, in der eine unendliche Fata Morgana der Zukunft sich spiegelt. Selbst psychologisch sind alle entscheidenden Züge meiner eignen Natur in die Wagner's eingetragen – das Nebeneinander der lichtesten und verhängnißvollsten Kräfte, der Wille zur Macht, wie ihn nie ein Mensch besessen hat, die rücksichtslose Tapferkeit im Geistigen, die unbegrenzte Kraft zu lernen, ohne daß der Wille zur That damit erdrückt würde. Es ist Alles an dieser Schrift vorhervorkündend: die Nähe der Wiederkunft des griechischen Geistes, die Nothwendigkeit von *Gegen-Alexandern*, welche den gordischen Knoten der griechischen Cultur wieder *binden*, nachdem er gelöst war . . . Man höre den welt-historischen Accent, mit dem auf Seite 30 der Begriff „tragische Gesinnung“ eingeführt wird: es sind lauter welthistorische Accente in dieser Schrift. Dies ist die fremdartigste „Objektivität“, die es geben kann: die absolute Gewißheit darüber, was ich *bin*, projecirte sich auf irgend eine zufällige Realität, – die Wahrheit über mich redete aus einer schauer-vollen Tiefe. Auf Seite 71 wird der *Stil* des Zarathustra mit einschneidender Sicherheit beschrieben und vorweggenommen; und niemals wird man einen großartigeren Ausdruck für das *Ereigniß* Zarathustra, den Akt einer ungeheuren Reinigung und Weihung der Menschheit, finden, als er in den Seiten 43–46 gefunden ist. –

☪☪☪ DIE UNZEITGEMÄSSEN. Die vier *Unzeitgemäßen* sind durchaus kriegerisch. Sie beweisen, daß ich kein „Hans der Träumer“ war, daß es mir Vergnügen macht, den Degen zu ziehn, – vielleicht auch, daß ich das Handgelenk gefährlich frei habe. Der *erste* Angriff (1873) galt der deutschen

Bildung, auf die ich damals schon mit schonungsloser Verachtung hinabblickte. Ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel: eine bloße „öffentliche Meinung“. Kein bösertigeres Mißverständnis als zu glauben, der große Waffen-Erfolg der Deutschen bewiese irgend Etwas zu Gunsten dieser Bildung – oder gar *ihren* Sieg über Frankreich . . . Die *zweite* Unzeitgemäße (1874) bringt das Gefährliche, das Leben-Annagende und -Vergiftende in unsrer Art des Wissenschafts-Betriebs an's Licht –: das Leben *krank* an diesem entmenschten Räderwerk und Mechanismus, an der „Unpersönlichkeit“ des Arbeiters, an der falschen Ökonomie der „Theilung der Arbeit“. Der *Zweck* geht verloren, die *Cultur*: – das Mittel, der moderne Wissenschafts-Betrieb, *barbarisirt* . . . In dieser Abhandlung wurde der „historische Sinn“, auf den dies Jahrhundert stolz ist, zum ersten Mal als Krankheit erkannt, als typisches Zeichen des Verfalls. – In der *dritten* und *vierten* Unzeitgemäßen werden, als Fingerzeige zu einem *höheren* Begriff der *Cultur*, zur Wiederherstellung des Begriffs „*Cultur*“, zwei Bilder der härtesten *Selbstsucht*, *Selbstzucht* dagegen aufgestellt, unzeitgemäße Typen *par excellence*, voll souverainer Verachtung gegen Alles, was um sie herum „Reich“, „Bildung“, „Christenthum“, „Bismarck“, „Erfolg“ hieß, – Schopenhauer und Wagner *oder*, mit Einem Wort, Nietzsche . . .

2. Von diesen vier Attentaten hatte das erste einen außerordentlichen Erfolg. Der Lärm, den es hervorrief, war in jedem Sinne prachtvoll. Ich hatte einer siegreichen Nation an ihre wunde Stelle gerührt, – daß ihr Sieg *nicht* ein *Cultur*-Ereigniß sei, sondern vielleicht, vielleicht etwas ganz Anderes . . . Die Antwort kam von allen Seiten und durch-

aus nicht bloß von den alten Freunden David Straußens, den ich als Typus eines deutschen Bildungsphilisters und satisfait, kurz als Verfasser seines Bierbank-Evangeliums vom „alten und neuen Glauben“ lächerlich gemacht hatte (– das Wort Bildungsphilister ist von meiner Schrift her in der Sprache übriggeblieben). Diese alten Freunde, denen ich als Württembergern und Schwaben einen tiefen Stich versetzt hatte, als ich ihr Wunderthier, ihren Strauß komisch fand, antworteten so bieder und grob, als ich's irgendwie wünschen konnte; die preußischen Entgegnungen waren klüger, – sie hatten mehr „berliner Blau“ in sich. Das Unanständigste leistete ein Leipziger Blatt, die berühmten „Grenzboten“; ich hatte Mühe, die entrüsteten Basler von Schritten abzuhalten. Unbedingt für mich entschieden sich nur einige alte Herrn, aus gemischten und zum Theil unausfindlichen Gründen. Darunter Ewald in Göttingen, der zu verstehen gab, mein Attentat sei für Strauß tödtlich abgelaufen. Ingleichen der alte Hegelianer Bruno Bauer, an dem ich von da an einen meiner aufmerksamsten Leser gehabt habe. Er liebte es, in seinen letzten Jahren, auf mich zu verweisen, zum Beispiel Herrn von Treitschke, dem preußischen Historiographen, einen Wink zu geben, bei wem er sich Auskunft über den ihm verloren gegangenen Begriff „Cultur“ holen könne. Das Nachdenklichste, auch das Längste über die Schrift und ihren Autor wurde von einem alten Schüler des Philosophen von Baader gesagt, einem Professor Hoffmann in Würzburg. Er sah aus der Schrift eine große Bestimmung für mich voraus, – eine Art Krisis und höchste Entscheidung im Problem des Atheismus herbeizuführen, als dessen instinktivsten und rücksichtslosesten Typus er mich errieth. Der Atheismus war Das, was mich zu Schopen-

hauer führte. – Bei weitem am besten gehört, am bittersten empfunden wurde eine außerordentlich starke und tapfere Fürsprache des sonst so milden Carl Hillebrand, dieses letzten *humanen* Deutschen, der die Feder zu führen wußte. Man las seinen Aufsatz in der „Augsburger Zeitung“; man kann ihn heute, in einer etwas vorsichtigeren Form, in seinen gesammelten Schriften lesen. Hier war die Schrift als Ereigniß, Wendepunkt, erste Selbstbesinnung, allerbestes Zeichen dargestellt, als eine wirkliche *Wiederkehr* des deutschen Ernstes und der deutschen Leidenschaft in geistigen Dingen. Hillebrand war voll hoher Auszeichnung für die Form der Schrift, für ihren reifen Geschmack, für ihren vollkommenen Takt in der Unterscheidung von Person und Sache: er zeichnete sie als die beste polemische Schrift aus, die deutsch geschrieben sei, – in der gerade für Deutsche so gefährlichen, so widerrathbaren Kunst der Polemik. Unbedingt jasagend, mich sogar in dem verschärfend, was ich über die Sprach-Verlumpung in Deutschland zu sagen gewagt hatte (– heute spielen sie die Puristen und können keinen Satz mehr bauen–), in gleicher Verachtung gegen die „ersten Schriftsteller“ dieser Nation, endete er damit, seine Bewunderung für meinen *Muth* auszudrücken – jenen „höchsten Muth, der gerade die Lieblinge eines Volks auf die Anklagebank bringt“ . . . Die Nachwirkung dieser Schrift ist geradezu unschätzbar in meinem Leben. Niemand hat bisher mit mir Händel gesucht. Man schweigt, man behandelt mich in Deutschland mit einer düstern Vorsicht: ich habe seit Jahren von einer unbedingten Redefreiheit Gebrauch gemacht, zu der Niemand heute, am wenigsten im „Reich“, die *Hand* frei genug hat. Mein Paradies ist „unter dem Schatten meines Schwertes“ . . . Im Grunde hatte ich eine

Maxime Stendhal's practicirt: er rãth an, seinen Eintritt in die Gesellschaft mit einem *Duell* zu machen. Und wie ich mir meinen Gegner gewãhlt hatte! den ersten deutschen Freigeist! . . . In der That, eine ganz *neue* Art Freigeisterei kam damit zum ersten Ausdruck: bis heute ist mir Nichts fremder und unverwandter als die ganze europãische und amerikanische Species von „libres penseurs“. Mit ihnen als mit unverbesserlichen Flachkõpfen und Hanswãrsten der „modernen Ideen“ befinde ich mich sogar in einem tieferen Zwiespalt als mit Irgendwem von ihren Gegnern. Sie wollen auch, auf ihre Art, die Menschheit „verbessern“, nach ihrem Bilde, sie wãrden gegen das, was ich bin, was ich *will*, einen unversõhnlichen Krieg machen, gesetzt da sie es verstãnden, – sie glauben allesammt noch an's „Ideal“ . . . Ich bin der erste *Immoralist* –

3. Da die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemãen sonderlich zum Verstãndni oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fãlle dienen kõnnten, mõchte ich nicht behaupten, – Einzelnes, wie billig, ausgenommen. So wird zum Beispiel mit tiefer Instinkt-Sicherheit bereits hier das Elementarische in der Natur Wagner's als eine Schauspieler-Begabung bezeichnet, die in seinen Mitteln und Absichten nur ihre Folgerungen zieht. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz Andres als Psychologie treiben: – ein Problem der Erziehung ohne Gleichen, ein neuer Begriff der *Selbst-Zucht*, *Selbst-Vertheidigung* bis zur Hãrte, ein Weg zur Grõe und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. In's Grõe gerechnet nahm ich zwei berãhmte und ganz und gar noch unfest-

gestellte Typen beim Schopf, wie man eine Gelegenheit beim Schopf nimmt, um Etwas auszusprechen, um ein paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben. Dies ist zuletzt, mit vollkommen unheimlicher Sagacität, auf S. 93 der dritten Unzeitgemäßen auch angedeutet. Dergestalt hat sich Plato des Sokrates bedient, als einer Semiotik für Plato. – Jetzt, wo ich aus einiger Ferne auf jene Zustände zurückblicke, deren Zeugniß diese Schriften sind, möchte ich nicht verleugnen, daß sie im Grunde bloß von mir reden. Die Schrift „Wagner in Bayreuth“ ist eine Vision meiner Zukunft; dagegen ist in „Schopenhauer als Erzieher“ meine innerste Geschichte, mein *Werden* eingeschrieben. Vor Allem mein *Gelöbniß!* . . . *Was* ich heute bin, *wo* ich heute bin – in einer Höhe, wo ich nicht mehr mit Worten, sondern mit Blitzen rede – oh wie fern davon war ich damals noch! – Aber ich *sah* das Land, – ich betrog mich nicht einen Augenblick über Weg, Meer, Gefahr – *und* Erfolg! Die große Ruhe im Versprechen, dies glückliche Hinausschaun in eine Zukunft, welche nicht nur eine Verheißung bleiben soll! – Hier ist jedes Wort erlebt, tief, innerlich; es fehlt nicht am Schmerzlichsten, es sind Worte darin, die geradezu blutrünstig sind. Aber ein Wind der *großen* Freiheit bläst über Alles weg; die Wunde selbst wirkt *nicht* als Einwand. – Wie ich den Philosophen verstehe, als einen furchtbaren Explosionsstoff, vor dem Alles in Gefahr ist, wie ich meinen Begriff „Philosoph“ meilenweit abtrenne von einem Begriff, der sogar noch einen Kant in sich schließt, nicht zu reden von den akademischen „Wiederkäuern“ und andren Professoren der Philosophie: darüber giebt diese Schrift eine unschätzbare Belehrung, zugegeben selbst, daß hier

im Grunde nicht „Schopenhauer als Erzieher“, sondern sein *Gegensatz*, „Nietzsche als Erzieher“, zu Worte kommt. – In Anbetracht, daß damals mein Handwerk das eines Gelehrten war, und, vielleicht auch, daß ich mein Handwerk *verstand*, ist ein herbes Stück Psychologie des Gelehrten nicht ohne Bedeutung, das in dieser Schrift plötzlich zum Vorschein kommt: es drückt das *Distanz-Gefühl* aus, die tiefe Sicherheit darüber, was bei mir *Aufgabe*, was bloß Mittel, Zwischenakt und Nebenwerk sein kann. Es ist meine Klugheit, Vieles und vielerorts gewesen zu sein, um Eins werden zu können, — um zu Einem kommen zu können. Ich *mußte* eine Zeit lang auch Gelehrter sein.

☪☪☪ MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES. Mit zwei Fortsetzungen. „Menschliches, Allzumenschliches“ ist das Denkmal einer Krisis. Es heißt sich ein Buch für *freie Geister*: fast jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — ich habe mich mit demselben vom *Unzugehörigen* in meiner Natur freigemacht. Unzugehörig ist mir der Idealismus: der Titel sagt „wo *ihr* ideale Dinge seht, sehe *ich* — Menschliches, ach nur Allzumenschliches!“ . . . Ich kenne den Menschen *besser* . . . In keinem andren Sinne will das Wort „freier Geist“ hier verstanden werden: ein *freigewordner* Geist, der von sich selber wieder Besitz ergriffen hat. Der Ton, der Stimmklang hat sich völlig verändert: man wird das Buch klug, kühl, unter Umständen hart und spöttisch finden. Eine gewisse Geistigkeit *vornehmen* Geschmacks scheint sich beständig gegen eine leidenschaftlichere Strömung auf dem Grunde obenauf zu halten. In diesem Zusammenhang hat es Sinn, daß es eigentlich die hundertjährige Todesfeier *Voltaire's* ist, womit sich die Heraus-

gabe des Buchs schon für das Jahr 1878 gleichsam entschuldigt. Denn Voltaire ist, im Gegensatz zu Allem, was nach ihm schrieb, vor Allem ein grandseigneur des Geistes: genau das, was ich auch bin. – Der Name Voltaire auf einer Schrift von mir – das war wirklich ein Fortschritt – zu mir. . . Sieht man genauer zu, so entdeckt man einen unbarmherzigen Geist, der alle Schlupfwinkel kennt, wo das Ideal heimisch ist, – wo es seine Burgverließe und gleichsam seine letzte Sicherheit hat. Eine Fackel in den Händen, die durchaus kein „fackelndes“ Licht giebt, mit einer schneidenden Helle wird in diese *Unterwelt* des Ideals hineingeleuchtet. Es ist der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegerische Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen – dies Alles selbst wäre noch „Idealismus“. Ein Irrthum nach dem andern wird gelassen auf's Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt – *es erfriert*. . . Hier zum Beispiel erfriert „das Genie“; eine Ecke weiter erfriert „der Heilige“; unter einem dicken Eiszapfen erfriert „der Held“; am Schluß erfriert „der Glaube“, die sogenannte „Überzeugung“, auch das „Mitleiden“ kühlt sich bedeutend ab – fast überall erfriert „das Ding an sich“ . . .

2 Die Anfänge dieses Buchs gehören mitten in die Wochen der ersten Bayreuther Festspiele hinein; eine tiefe Fremdheit gegen Alles, was mich dort umgab, ist eine seiner Voraussetzungen. Wer einen Begriff davon hat, was für Visionen mir schon damals über den Weg gelaufen waren, kann errathen, wie mir zu Muthe war, als ich eines Tags in Bayreuth aufwachte. Ganz als ob ich träumte. . . Wo war ich doch? Ich erkannte Nichts wieder, ich erkannte

76

kaum Wagner wieder. Umsonst blätterte ich in meinen Erinnerungen. Tribschen – eine ferne Insel der Glückseligen: kein Schatten von Ähnlichkeit. Die unvergleichlichen Tage der Grundsteinlegung, die kleine *zugehörige* Gesellschaft, die sie feierte und der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte: kein Schatten von Ähnlichkeit. *Was war geschehn?* – Man hatte Wagner ins Deutsche übersetzt! Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden! – Die *deutsche* Kunst! der *deutsche* Meister! das *deutsche* Bier! . . . Wir Andern, die wir nur zu gut wissen, zu was für raffinierten Artisten, zu welchem Kosmopolitismus des Geschmacks Wagner's Kunst allein redet, waren außer uns, Wagnern mit deutschen „Tugenden“ behängt wiederzufinden. – Ich denke, ich kenne den Wagnerianer, ich habe drei Generationen „erlebt“, vom seligen Brendel an, der Wagner mit Hegel verwechselte, bis zu den „Idealisten“ der Bayreuther Blätter, die Wagner mit sich selbst verwechseln, – ich habe alle Art Bekenntnisse „schöner Seelen“ über Wagner gehört. Ein Königreich für Ein gescheidtes Wort! – In Wahrheit, eine haarsträubende Gesellschaft! Nohl, Pohl, Kohl mit Grazie in infinitum! Keine Mißgeburt fehlt darunter, nicht einmal der Antisemit. – Der arme Wagner! Wohin war er gerathen! – Wäre er doch wenigstens unter die Säue gefahren! Aber unter Deutsche! . . . Zuletzt sollte man, zur Belehrung der Nachwelt, einen echten Bayreuther ausstopfen, besser noch in Spiritus setzen, denn an Spiritus fehlt es –, mit der Unterschrift: so sah der „Geist“ aus, auf den hin man das „Reich“ gründete . . . Genug, ich reiste mitten drin für ein paar Wochen ab, sehr plötzlich, trotzdem daß eine charmante Pariserin mich zu trösten suchte; ich entschuldigte

mich bei Wagner bloß mit einem fatalistischen Telegramm. In einem tief in Wäldern verborgnen Ort des Böhmerwalds, Klingenbrunn, trug ich meine Melancholie und Deutschen-Verachtung wie eine Krankheit mit mir herum – *und* schrieb von Zeit zu Zeit, unter dem Gesamttitel „die Pflugschar“, einen Satz in mein Taschenbuch, lauter *harte* Psychologica, die sich vielleicht in „Menschliches, Allzumenschliches“ noch wiederfinden lassen.

3. Was sich damals bei mir entschied, war nicht etwa ein Bruch mit Wagner – ich empfand eine Gesamt-Abirrung meines Instinkts, von der der einzelne Fehlgriff, heiße er nun Wagner oder Basler Professur, bloß ein Zeichen war. Eine *Ungeduld* mit mir überfiel mich; ich sah ein, daß es die höchste Zeit war, mich auf *mich* zurückzubesinnen. Mit Einem Male war mir auf eine schreckliche Weise klar, wie viel Zeit bereits verschwendet sei, – wie nutzlos, wie willkürlich sich meine ganze Philologen-Existenz an meiner Aufgabe ausnehme. Ich schämte mich dieser *falschen* Bescheidenheit . . . Zehn Jahre hinter mir, wo ganz eigentlich die *Ernährung* des Geistes bei mir stillgestanden hatte, wo ich nichts Brauchbares hinzugelernt hatte, wo ich unsinnig Viel über einem Krimskrams verstaubter Gelehrsamkeit vergessen hatte. Antike Metriker mit Akribie und schlechten Augen durchkriechen – dahin war es mit mir gekommen! – Ich sah mit Erbarmen mich ganz mager, ganz abgehungert: die *Realitäten* fehlten geradezu innerhalb meines Wissens, und die „Idealitäten“ taugten den Teufel was! – Ein geradezu brennender Durst ergriff mich: von da an habe ich in der That nichts mehr getrieben als Physiologie, Medizin und Naturwissenschaften, – selbst zu

eigentlichen historischen Studien bin ich erst wieder zurückgekehrt, als die *Aufgabe* mich gebieterisch dazu zwang. Damals errieth ich auch zuerst den Zusammenhang zwischen einer instinktwidrig gewählten Thätigkeit, einem sogenannten „Beruf“, zu dem man *am letzten* berufen ist – und jenem Bedürfniß nach einer *Betäubung* des Öde- und Hungergefühls durch eine narkotische Kunst, – zum Beispiel durch die Wagnerische Kunst. Bei einem vorsichtigeren Umblick habe ich entdeckt, daß für eine große Anzahl junger Männer der gleiche Nothstand besteht: Eine Widernatur *erzwingt* förmlich eine zweite. In Deutschland, im „Reich“, um unzweideutig zu reden, sind nur zu Viele verurtheilt, sich unzeitig zu entscheiden und dann, unter einer unabwerfbar gewordenen Last, *hinzusiechen* . . . Diese verlangen nach Wagner als nach einem *Opiat*, – sie vergessen sich, sie werden sich einen Augenblick los . . . Was sage ich! *fünf bis sechs Stunden!* –

4. Damals entschied sich mein Instinkt unerbittlich gegen ein noch längeres Nachgeben, Mitgehn, Mich-selbst-verwechseln. Jede Art Leben, die ungünstigsten Bedingungen, Krankheit, Armuth – Alles schien mir jener unwürdigen „Selbstlosigkeit“ vorziehenswerth, in die ich zuerst aus Unwissenheit, aus *Jugend* gerathen war, in der ich später aus Trägheit, aus sogenanntem „Pflichtgefühl“ hängen geblieben war. – Hier kam mir, auf eine Weise, die ich nicht genug bewundern kann, und gerade zur rechten Zeit jene *schlimme* Erbschaft von Seiten meines Vaters her zu Hülfe, – im Grunde eine Vorbestimmung zu einem frühen Tode. Die Krankheit *löste mich langsam heraus*: sie ersparte mir jeden Bruch, jeden gewaltthätigen und an-

stößigen Schritt. Ich habe kein Wohlwollen damals eingeübt und viel noch hinzugewonnen. Die Krankheit gab mir insgleichen ein Recht zu einer vollkommnen Umkehr aller meiner Gewohnheiten; sie erlaubte, sie *gebote* mir Vergessen; sie beschenkte mich mit der *Nöthigung* zum Stillliegen, zum Müßiggang, zum Warten und Geduldigsein . . . Aber das heißt ja denken! . . . Meine Augen allein machten ein Ende mit aller Bücherwürmerei, auf deutsch: Philologie: ich war vom „Buch“ erlöst, ich las jahrelang Nichts mehr – die *größte* Wohlthat, die ich mir je erwiesen habe! – Jenes unterste Selbst, gleichsam verschüttet, gleichsam still geworden unter einem beständigen Hören-*müssen* auf andre Selbste (– und das heißt ja lesen!) erwachte langsam, schüchtern, zweifelhaft, – aber endlich *redete es wieder*. Nie habe ich so viel Glück an mir gehabt, als in den kränksten und schmerzhaftesten Zeiten meines Lebens: man hat nur die „Morgenröthe“ oder etwa den „Wanderer und seinen Schatten“ sich anzusehn, um zu begreifen, was diese „Rückkehr zu *mir*“ war: eine höchste Art von *Genesung* selbst! . . . Die andre folgte bloß daraus. –

5. *Menschliches, Allzumenschliches*, dies Denkmal einer rigorosen Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten „höheren Schwindel“, „Idealismus“, „schönen Gefühl“ und andren Weiblichkeiten ein jähes Ende bereitete, wurde in allen Hauptsachen in Sorrent niedergeschrieben; es bekam seinen Schluß, seine endgültige Form in einem Basler Winter, unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen als denen in Sorrent. Im Grunde hat Herr *Peter Gast*, damals an der Basler Universität studirend und mir sehr zugethan,

80

das Buch auf dem Gewissen. Ich diktirte, den Kopf verbunden und schmerzhaft, er schrieb ab, er corrigirte auch, – er war im Grunde der eigentliche Schriftsteller, während ich bloß der Autor war. Als das Buch endlich fertig mir zu Händen kam – zur tiefen Verwunderung eines Schwerkranken –, sandte ich, unter anderen, auch nach Bayreuth zwei Exemplare. Durch ein Wunder von Sinn im Zufall kam gleichzeitig bei mir ein schönes Exemplar des Parsifal-Textes an, mit Wagner's Widmung an mich „seinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Kirchenrath.“ – Diese Kreuzung der zwei Bücher – mir war's, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich *Degen* kreuzten? . . . Jedenfalls empfanden wir es Beide so: denn wir schwiegen Beide. – Um diese Zeit erschienen die ersten Bayreuther Blätter: ich begriff, *wozu* es höchste Zeit gewesen war. – Unglaublich! Wagner war fromm geworden . . .

6. Wie ich damals (1876) über mich dachte, mit welcher ungeheuren Sicherheit ich meine Aufgabe und das Welthistorische an ihr in der Hand hielt, davon legt das ganze Buch, vor Allem aber eine sehr ausdrückliche Stelle Zeugniß ab: nur daß ich, mit der bei mir instinktiven Arglist, auch hier wieder das Wörtchen „ich“ umgieng und dies Mal nicht Schopenhauer oder Wagner, sondern einen meiner Freunde, den ausgezeichneten Dr. Paul Rée, mit einer welthistorischen Glorie überstrahlte – zum Glück ein viel zu feines Thier, als daß . . . *Andre* waren weniger fein: ich habe die Hoffnungslosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, daß sie, auf diese Stelle hin, das ganze Buch

als höheren Rééalismus verstehn zu müssen glaubten . . . In Wahrheit enthielt es den Widerspruch gegen fünf, sechs Sätze meines Freundes: man möge darüber die Vorrede zur Genealogie der Moral nachlesen. – Die Stelle lautet: Welches ist doch der Hauptsatz, zu dem einer der kühnsten und kältesten Denker, der Verfasser des Buchs „Über den Ursprung der moralischen Empfindungen“ (lisez: Nietzsche, der erste *Immoralist*) vermöge seiner ein- und durchschneidenden Analysen des menschlichen Handelns gelangt ist? „Der moralische Mensch steht der intelligiblen Welt nicht näher als der physische – denn es giebt keine intelligible Welt . . .“ Dieser Satz, hart und schneidig geworden unter dem Hammerschlag der historischen Erkenntniß (lisez: *Umwertung aller Werthe*) kann vielleicht einmal, in irgend welcher Zukunft – 1890! – als die Axt dienen, welche dem „metaphysischen Bedürfniß“ der Menschheit an die Wurzel gelegt wird, – ob mehr zum Segen oder zum Fluche der Menschheit, wer wüßte das zu sagen? Aber jedenfalls als ein Satz der erheblichsten Folgen, fruchtbar und furchtbar zugleich und mit jenem *Doppelblick* in die Welt sehend, welchen alle großen Erkenntnisse haben . . .

☪☪☪ MORGENRÖTBE. Gedanken über die Moral als Vorurtheil. Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die *Moral*. Nicht daß es den geringsten Pulvergeruch an sich hätte: – man wird ganz andre und viel lieblichere Gerüche an ihm wahrnehmen, gesetzt, daß man einige Feinheit in den Nüstern hat. Weder großes, noch auch kleines Geschütz: ist die Wirkung des Buchs negativ, so sind es seine Mittel um so weniger, diese Mittel, aus denen die Wirkung

wie ein Schluß, *nicht* wie ein Kanonenschuß folgt. Daß man von dem Buche Abschied nimmt mit einer scheuen Vorsicht vor Allem, was bisher unter dem Namen Moral zu Ehren und selbst zur Anbetung gekommen ist, steht nicht im Widerspruch damit, daß im ganzen Buch kein negatives Wort vorkommt, kein Angriff, keine Bosheit, – daß es vielmehr in der Sonne liegt, rund, glücklich, einem Seegethier gleich, das zwischen Felsen sich sonnt. Zuletzt war ich's selbst, dieses Seegethier: fast jeder Satz des Buchs ist erdacht, *erschlüpft* in jenem Felsen-Wirrwarr nahe bei Genua, wo ich allein war und noch mit dem Meere Heimlichkeiten hatte. Noch jetzt wird mir, bei einer zufälligen Berührung dieses Buchs, fast jeder Satz zum Zipfel, an dem ich irgend etwas Unvergleichliches wieder aus der Tiefe ziehe: seine ganze Haut zittert von zarten Schauern der Erinnerung. Die Kunst, die es voraus hat, ist keine kleine darin, Dinge, die leicht und ohne Geräusch vorbeihuschen, Augenblicke, die ich göttliche Eidechsen nenne, ein wenig fest zu machen – nicht etwa mit der Grausamkeit jenes jungen Griechengottes, der das arme Eidechslein einfach anspießte, aber immerhin doch mit etwas Spitzem, mit der Feder . . . „Es giebt so viele Morgenröthen, die noch nicht geleuchtet haben“ – diese *indische* Inschrift steht auf der Thür zu diesem Buche. Wo *sucht* sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Roth, mit dem wieder ein Tag – ah, eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! – anhebt? In einer *Umwertung aller Werthe*, in einem Loskommen von allen Moralwerthen, in einem Jasagen und Vertrauen-haben zu Alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies *jasagende* Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf

lauter schlimme Dinge aus, es giebt ihnen „die Seele“, das gute Gewissen, das hohe Recht und *Vorrecht* auf Dasein wieder zurück. Die Moral wird nicht angegriffen, sie kommt nur nicht mehr in Betracht . . . Dies Buch schließt mit einem „Oder?“ – es ist das einzige Buch, das mit einem „Oder?“ schließt . . .

2. Meine Aufgabe, einen Augenblick höchster Selbstbesinnung der Menschheit vorzubereiten, einen *großen Mittag*, wo sie zurückschaut und hinausschaut, wo sie aus der Herrschaft des Zufalls und der Priester heraustritt und die Frage des Warum?, des Wozu? zum ersten Male *als Ganzes* stellt –, diese Aufgabe folgt mit Nothwendigkeit aus der Einsicht, daß die Menschheit *nicht* von selber auf dem rechten Wege ist, daß sie durchaus *nicht* göttlich regiert wird, daß vielmehr gerade unter ihren heiligsten Werthbegriffen der Instinkt der Verneinung, der Verderbniß, der *décadence*-Instinkt verführerisch gewaltet hat. Die Frage nach der Herkunft der moralischen Werthe ist deshalb für mich eine Frage *ersten Ranges*, weil sie die Zukunft der Menschheit bedingt. Die Forderung, man solle *glauben*, daß Alles im Grunde in den besten Händen ist, daß ein Buch, die Bibel, eine endgültige Beruhigung über die göttliche Lenkung und Weisheit im Geschick der Menschheit giebt, ist, zurückübersetzt in die Realität, der Wille, die Wahrheit über das erbarmungswürdige Gegentheil davon nicht aufkommen zu lassen, nämlich, daß die Menschheit bisher in den *schlechtesten* Händen war, daß sie von den Schlechtweggekommenen, den Arglistig-Rachsüchtigen, den sogenannten „Heiligen“, diesen Weltverleumdern und Menschenschändern, regiert worden ist. Das entscheidende

Zeichen, an dem sich ergibt, daß der Priester (– eingerechnet die *versteckten* Priester, die Philosophen) nicht nur innerhalb einer bestimmten religiösen Gemeinschaft, sondern überhaupt Herr geworden ist, daß die *décadence-Moral*, der Wille zum Ende, als *Moral an sich* gilt, ist der unbedingte Werth, der dem Unegoistischen, und die Feindschaft, die dem Egoistischen überall zu Theil wird. Wer über diesen Punkt mit mir uneins ist, den halte ich für *inficirt* . . . Aber alle Welt ist mit mir uneins . . . Für einen Physiologen läßt ein solcher Werth-Gegensatz gar keinen Zweifel. Wenn innerhalb des Organismus das geringste Organ in noch so kleinem Maaße nachläßt, seine Selbsterhaltung, seinen Kraftersatz, seinen „Egoismus“ mit vollkommener Sicherheit durchzusetzen, so entartet das Ganze. Der Physiologe verlangt *Ausschneidung* des entartenden Theils, er verneint jede Solidarität mit dem Entartenden, er ist am fernsten vom Mitleiden mit ihm. Aber der Priester *will* gerade die Entartung des Ganzen, der Menschheit: darum *conservirt* er das Entartende – um diesen Preis beherrscht er sie . . . Welchen Sinn haben jene Lügenbegriffe, die *Hilfsbegriffe* der *Moral*, „Seele“, „Geist“, „freier Wille“, „Gott“, wenn nicht den, die Menschheit physiologisch zu ruiniren? . . . Wenn man den Ernst von der Selbsterhaltung, Kraftsteigerung des Leibes, *das heißt des Lebens* ablenkt, wenn man aus der Bleichsucht ein Ideal, aus der Verachtung des Leibes „das Heil der Seele“ construirt, was ist das Anderes, als ein *Recept* zur *décadence*? – Der Verlust an Schwergewicht, der Widerstand gegen die natürlichen Instinkte, die „Selbstlosigkeit“ mit Einem Worte – das hieß bisher *Moral* . . . Mit der „Morgenröthe“ nahm ich zuerst den Kampf gegen die Entselbstungs-Moral auf. –

☪☪☪ DIE FRÖHLICHE WISSENSCHAFT („la gaya scienza“). Die „Morgenröthe“ ist ein jasagendes Buch, tief, aber hell und gütig. Dasselbe gilt noch einmal und im höchsten Grade von der gaya scienza: fast in jedem Satz derselben halten sich Tiefsinn und Muthwillen zärtlich an der Hand. Ein Vers, welcher die Dankbarkeit für den wunderbarsten Monat Januar ausdrückt, den ich erlebt habe – das ganze Buch ist sein Geschenk – verräth zur Genüge, aus welcher Tiefe heraus hier die „Wissenschaft“ *fröhlich* geworden ist:

☪☪☪ Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zertheilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß –
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius! –

Was hier „höchste Hoffnung“ heißt, wer kann darüber im Zweifel sein, der als Schluß des vierten Buchs die diamantene Schönheit der ersten Worte des Zarathustra aufglänzen sieht? – Oder der die granitnen Sätze am Ende des dritten Buchs liest, mit denen sich ein Schicksal *für alle Zeiten* zum ersten Male in Formeln faßt? Die *Lieder des Prinzen Vogelfrei*, zum besten Theil in Sicilien gedichtet, erinnern ganz ausdrücklich an den provençalischen Begriff der „gaya scienza“, an jene Einheit von *Sänger, Ritter* und *Freigeist*, mit der sich jene wunderbare Frühcultur der Provençalien gegen alle zweideutigen Culturen abhebt; das allerletzte Gedicht zumal, „*an den Mistral*“, ein ausgelassenes Tanzlied, in dem, mit Verlaub! über die Moral hinweggetanzt wird, ist ein vollkommener Provençalismus. –

☪☪☪ ALSO SPRACH ZARATHUSTRA. Ein Buch für Alle und Keinen. Ich erzähle nunmehr die Geschichte des Zarathustra. Die Grundconception des Werks, der *Ewige-Wiederkunfts-Gedanke*, diese höchste Formel der Bejahung, die überhaupt erreicht werden kann –, gehört in den August des Jahres 1881: er ist auf ein Blatt hingeworfen, mit der Unterschrift: „6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit.“ Ich gieng an jenem Tage am See von Silvaplana durch die Wälder; bei einem mächtigen pyramidal aufgethürmten Block unweit Surlei machte ich Halt. Da kam mir dieser Gedanke. – Rechne ich von diesem Tage ein paar Monate zurück, so finde ich, als Vorzeichen, eine plötzliche und im Tiefsten entscheidende Veränderung meines Geschmacks, vor Allem in der Musik. Man darf vielleicht den ganzen Zarathustra unter die Musik rechnen; – sicherlich war eine Wiedergeburt in der Kunst zu *hören*, eine Vorausbedingung dazu. In einem kleinen Gebirgsbade unweit Vicenza, Recoaro, wo ich den Frühling des Jahrs 1881 verbrachte, entdeckte ich, zusammen mit meinem maëstro und Freunde Peter Gast, einem gleichfalls „Wiedergeborenen“, daß der Phönix Musik mit leichterem und leuchtenderem Gefieder, als er je gezeigt, an uns vorüberflog. Rechne ich dagegen von jenem Tage an vorwärts, bis zur plötzlichen und unter den unwahrscheinlichsten Verhältnissen eintretenden Niederkunft im Februar 1883 – die Schlußpartie, dieselbe, aus der ich im *Vorwort* ein paar Sätze citirt habe, wurde genau in der heiligen Stunde fertig gemacht, in der Richard Wagner in Venedig starb – so ergeben sich achtzehn Monate für die Schwangerschaft. Diese Zahl gerade von achtzehn Monaten dürfte den Gedanken nahelegen, unter Buddhisten wenigstens, daß ich im Grunde ein Elefanten-

Weibchen bin. – In die Zwischenzeit gehört die „gaya sci- enza“, die hundert Anzeichen der Nähe von etwas Unver- gleichlichem hat; zuletzt giebt sie den Anfang des Zara- thustra selbst noch, sie giebt im vorletzten Stück des vierten Buchs den Grundgedanken des Zarathustra. – Insgleichen gehört in diese Zwischenzeit jener *Hymnus auf das Leben* (für gemischten Chor und Orchester), dessen Partitur vor zwei Jahren bei E. W. Fritsch in Leipzig erschienen ist: ein vielleicht nicht unbedeutendes Symptom für den Zu- stand dieses Jahres, wo das *jasagende* Pathos par excellence, von mir das tragische Pathos genannt, im höchsten Grade mir innewohnte. Man wird ihn später einmal zu meinem Gedächtniß singen. – Der Text, ausdrücklich bemerkt, weil ein Mißverständniß darüber im Umlauf ist, ist nicht von mir: er ist die erstaunliche Inspiration einer jungen Russin, mit der ich damals befreundet war, des Fräulein Lou von Salomé. Wer den letzten Worten des Gedichts überhaupt einen Sinn zu entnehmen weiß, wird errathen, warum ich es vor- zog und bewunderte: sie haben Größe. Der Schmerz gilt *nicht* als Einwand gegen das Leben: „Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben, wohlan! *noch hast du deine Pein...*“

Vielleicht hat auch meine Musik an dieser Stelle Größe. (Letzte Note der Oboe cis, nicht c. Druckfehler.) – Den da- rauf folgenden Winter lebte ich in jener anmuthig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chia- vari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maaßen regnerisch; ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, so daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in Allem das Gegentheil

88

vom Wünschenswerthen. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende „trotzdem“ entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. – Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überschauend; des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umgieng ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich der Dritte für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letzten Mal diese kleine vergessne Welt von Glück besuchte. – Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze erste Zarathustra ein, vor Allem Zarathustra selber, als Typus: richtiger, *er überfiel mich* . . .

2. Um diesen Typus zu verstehn, muß man sich zuerst seine physiologische Voraussetzung klar machen: sie ist das, was ich die *große Gesundheit* nenne. Ich weiß diesen Begriff nicht besser, nicht *persönlicher* zu erläutern, als ich es schon gethan habe, in einem der Schlußabschnitte des fünften Buchs der „gaya scienza.“ „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen – heißt es daselbst –, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, wir bedürfen zu einem neuen Zwecke auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren gewitzteren zäheren verwegeneren lustigeren, als alle Gesundheitens bisher waren. Wessen Seele darnach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen „Mittelmeers“ umschiff

zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zu allererst Eins nöthig, die *große Gesundheit* – eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgibt, preißgeben muß . . . Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder als man es uns erlauben möchte, gefährlich gesund, immer wieder gesund, – will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehn hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, daß unsre Neugierde sowohl als unser Besitzdurst außer sich gerathen sind – ach, daß wir nunmehr durch Nichts mehr zu ersättigen sind! . . . Wie könnten wir uns, nach solchen Ausblicken und mit einem solchen Heißhunger in Wissen und Gewissen, noch am *gegenwärtigen Menschen* genügen lassen? Schlimm genug, aber es ist unvermeidlich, daß wir seinen würdigsten Zielen und Hoffnungen nur mit einem übel aufrecht erhaltenen Ernste zusehn und vielleicht nicht einmal mehr zusehn . . . Ein andres Ideal läuft vor uns her, ein wunderliches, versucherisches, gefahrenreiches Ideal, zu dem wir Niemanden überreden möchten, weil wir Niemandem so leicht *das Recht darauf* zugestehn: das Ideal eines Geistes,

der naiv, das heißt ungewollt und aus überströmender Fülle und Mächtigkeit mit Allem spielt, was bisher heilig, gut, unberührbar, göttlich hieß; für den das Höchste, woran das Volk billigerweise sein Werthmaß hat, bereits so viel wie Gefahr, Verfall, Erniedrigung oder, mindestens, wie Erholung, Blindheit, zeitweiliges Selbstvergessen bedeuten würde; das Ideal eines menschlich-übermenschlichen Wohlseins und Wohlwollens, welches oft genug *unmenschlich* erscheinen wird, zum Beispiel, wenn es sich neben den ganzen bisherigen Erdenernst, neben alle bisherige Feierlichkeit in Gebärde, Wort, Klang, Blick, Moral und Aufgabe wie deren leibhafteste unfreiwillige Parodie hinstellt – und mit dem, trotzallem, vielleicht *der große Ernst* erst anhebt, das eigentliche Fragezeichen erst gesetzt wird, das Schicksal der Seele sich wendet, der Zeiger rückt, die Tragödie *beginnt* . . .“

3. Hat Jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter *Inspiration* nannten? Im andren Falle will ich's beschreiben. – Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Incarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung, in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas *sichtbar*, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form ohne Zögern, – ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung,

deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außer-sich-sein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine *nothwendige* Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt – die Länge, das Bedürfnis nach einem *weitgespannten* Rhythmus ist beinahe das Maaß für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung . . . Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheits-Gefühl, von Unbedingt-sein, von Macht, von Göttlichkeit . . . Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichniß ist, Alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustra's zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und sich zum Gleichniß anböten (– „hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir: denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichniß reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen –“). Dies ist *meine* Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehn muß, um Jemanden zu finden, der mir sagen darf „es ist auch die meine.“ –

4. Ich lag ein paar Wochen hinderein in Genua krank. Dann folgte ein schwermüthiger Frühling in Rom, wo ich das Leben hinnahm – es war nicht leicht. Im Grunde verdroß mich dieser für den Dichter des Zarathustra unanständigste Ort der Erde, den ich nicht freiwillig gewählt hatte, über die Maaßen; ich versuchte loszukommen, – ich wollte nach *Aquila*, dem Gegenbegriff von Rom, aus Feindschaft gegen Rom gegründet, wie ich einen Ort der-einst gründen werde, die Erinnerung an einen Atheisten und Kirchenfeind *comme il faut*, an einen meiner Nächstverwandten, den großen Hohenstaufen-Kaiser Friedrich den Zweiten. Aber es war ein Verhängniß bei dem Allen: ich mußte wieder zurück. Zuletzt gab ich mich mit der piazza Barberini zufrieden, nachdem mich meine Mühe um eine *antichristliche* Gegend müde gemacht hatte. Ich fürchte, ich habe einmal, um schlechten Gerüchen möglichst aus dem Wege zu gehn, im palazzo del Quirinale selbst nachgefragt, ob man nicht ein stilles Zimmer für einen Philosophen habe. – Auf einer loggia hoch über der genannten piazza, von der aus man Rom übersieht und tief unten die fontana rauschen hört, wurde jenes einsamste Lied gedichtet, das je gedichtet worden ist, das *Nachtlied*; um diese Zeit gieng immer eine Melodie von unsäglicher Schwermuth um mich herum, deren Refrain ich in den Worten wiederfand „todt vor Unsterblichkeit . . .“ Im Sommer, heimgekehrt zur heiligen Stelle, wo der erste Blitz des Zarathustra-Gedankens mir geleuchtet hatte, fand ich den zweiten Zarathustra. Zehn Tage genügten; ich habe in keinem Falle, weder beim ersten, noch beim dritten und letzten mehr gebraucht. Im Winter darauf, unter dem halkyonischen Himmel Nizza's, der damals zum ersten Male in mein

Leben hineinglänzte, fand ich den dritten Zarathustra – und war fertig. Kaum ein Jahr, für's Ganze gerechnet. Viele verborgne Flecke und Höhen aus der Landschaft Nizza's sind mir durch unvergeßliche Augenblicke geweiht; jene entscheidende Partie, welche den Titel „Von alten und neuen Tafeln“ trägt, wurde im beschwerlichsten Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenneste Eza gedichtet, – die Muskel-Behendheit war bei mir immer am größten, wenn die schöpferische Kraft am reichsten floß. Der *Leib* ist begeistert: lassen wir die „Seele“ aus dem Spiele . . . Man hat mich oft tanzen sehn können; ich konnte damals, ohne einen Begriff von Ermüdung, sieben, acht Stunden auf Bergen unterwegs sein. Ich schlief gut, ich lachte viel –, ich war von einer vollkommenen Rüstigkeit und Geduld.

5. Abgesehn von diesen Zehn-Tage-Werken waren die Jahre während und vor Allem *nach* dem Zarathustra ein Nothstand ohne Gleichen. Man büßt es theuer, unsterblich zu sein: man stirbt dafür mehrere Male bei Lebzeiten. – Es giebt Etwas, das ich die *rancune* des Großen nenne: alles Große, ein Werk, eine That, wendet sich, einmal vollbracht, unverzüglich *gegen* den, der sie that. Ebendamit, daß er sie that, ist er nunmehr *schwach*, – er hält seine That nicht mehr aus, er sieht ihr nicht mehr in's Gesicht. Etwas *hinter* sich zu haben, das man nie wollen durfte, Etwas, worin der Knoten im Schicksal der Menschheit eingeknüpft ist – und es nunmehr *auf* sich haben! . . . Es zerdrückt beinahe . . . Die *rancune* des Großen! – Ein Andres ist die schauerliche Stille, die man um sich hört. Die Einsamkeit hat sieben Häute; es geht Nichts mehr hindurch.

Man kommt zu Menschen, man begrüßt Freunde: neue Öde, kein Blick grüßt mehr. Im besten Falle eine Art Revolte. Eine solche Revolte erfuhr ich, in sehr verschiedenem Grade, aber fast von Jedermann, der mir nahe stand; es scheint, daß Nichts tiefer beleidigt als plötzlich eine Distanz merken zu lassen, – die *vornehmen* Naturen, die nicht zu leben wissen, ohne zu verehren, sind selten. – Ein Drittes ist die absurde Reizbarkeit der Haut gegen kleine Stiche, eine Art Hüfllosigkeit vor allem Kleinen. Diese scheint mir in der ungeheuren Verschwendung aller Defensiv-Kräfte bedingt, die jede *schöpferische* That, jede That aus dem Eigensten, Innersten, Untersten heraus zur Voraussetzung hat. Die *kleinen* Defensiv-Vermögen sind damit gleichsam ausgehängt; es fließt ihnen keine Kraft mehr zu. – Ich wage noch anzudeuten, daß man schlechter verdaut, ungern sich bewegt, den Frostgefühlen, auch dem Mißtrauen allzu offen steht, – dem Mißtrauen, das in vielen Fällen bloß ein ätiologischer Fehlgriff ist. In einem solchen Zustande empfand ich einmal die Nähe einer Kuhheerde durch Wiederkehr milderer, menschenfreundlicherer Gedanken, noch bevor ich sie sah: *Das* hat Wärme in sich . . .

6. Dieses Werk steht durchaus für sich. Lassen wir die Dichter bei Seite: es ist vielleicht überhaupt nie Etwas aus einem gleichen Überfluß von Kraft heraus gethan worden. Mein Begriff „dionysisch“ wurde hier *höchste That*; an ihr gemessen erscheint der ganze Rest von menschlichem Thun als arm und bedingt. Daß ein Goethe, ein Shakespeare nicht einen Augenblick in dieser ungeheuren Leidenschaft und Höhe zu athmen wissen würde, daß Dante, gegen Zarathustra gehalten, bloß ein Gläubiger ist und nicht Einer, der

die Wahrheit erst *schafft*, ein *weltregierender* Geist, ein Schicksal –, daß die Dichter des Veda Priester sind und nicht einmal würdig, die Schuhsohlen eines Zarathustra zu lösen, das ist Alles das Wenigste und giebt keinen Begriff von der Distanz, von der *azurnen* Einsamkeit, in der dies Werk lebt. Zarathustra hat ein ewiges Recht zu sagen: „ich schließe Kreise um mich und heilige Grenzen; immer Wenigere steigen mit mir auf immer höhere Berge, – ich baue ein Gebirge aus immer heiligeren Bergen“. Man rechne den Geist und die Güte aller großen Seelen in Eins: alle zusammen wären nicht im Stande, Eine Rede Zarathustra's hervorzubringen. Die Leiter ist ungeheuer, auf der er auf und nieder steigt; er hat weiter gesehn, weiter gewollt, weiter *gekonnt*, als irgend ein Mensch. Er widerspricht mit jedem Wort, dieser *jasagendste* aller Geister; in ihm sind alle Gegensätze zu einer neuen Einheit gebunden. Die höchsten und die untersten Kräfte der menschlichen Natur, das Süßeste, Leichtfertigste und Furchtbarste strömt aus Einem Born mit unsterblicher Sicherheit hervor. Man weiß bis dahin nicht, was Höhe, was Tiefe ist; man weiß noch weniger, was Wahrheit ist. Es ist kein Augenblick in dieser Offenbarung der Wahrheit, der schon vorweggenommen, von Einem der Größten errathen worden wäre. Es giebt keine Weisheit, keine Seelen-Erforschung, keine Kunst zu reden vor Zarathustra; das Nächste, das Alltäglichsste redet hier von unerhörten Dingen. Die Sentenz von Leidenschaft zitternd; die Beredsamkeit Musik geworden; Blitze vorausgeschleudert nach bisher unerrathenen Zukünften. Die mächtigste Kraft zum Gleichniß, die bisher da war, ist arm und Spielerei gegen diese Rückkehr der Sprache zur Natur der Bildlichkeit. – Und wie Zarathustra herabsteigt und zu Jedem

das Gütigste sagt! Wie er selbst seine Widersacher, die Priester, mit zarten Händen anfaßt und mit ihnen an ihnen leidet! – Hier ist in jedem Augenblick der Mensch überwunden, der Begriff „Übermensch“ ward hier höchste Realität, – in einer unendlichen Ferne liegt alles Das, was bisher groß am Menschen hieß, *unter* ihm. Das Halkyonische, die leichten Füße, die Allgegenwart von Bosheit und Übermuth und was sonst Alles typisch ist für den Typus Zarathustra, ist nie geträumt worden als wesentlich zur Größe. Zarathustra fühlt sich gerade in diesem Umfang an Raum, in dieser Zugänglichkeit zum Entgegengesetzten als die *höchste Art alles Seienden*; und wenn man hört, wie er diese definiert, so wird man darauf verzichten, nach seinem Gleichniß zu suchen.

»– die Seele, welche die längste Leiter hat und am tiefsten hinunter kann,
die umfänglichste Seele, welche am weitesten in sich laufen und irren und schweifen kann,
die nothwendigste, welche sich mit Lust in den Zufall stürzt,
die seiende Seele, welche in's Werden, die habende, welche in's Wollen und Verlangen *will* –,
die sich selber fliehende, welche sich selber in weitesten Kreisen einholt,
die weiseste Seele, welcher die Narrheit am süßesten zu-redet,
die sich selber liebendste, in der alle Dinge ihr Strömen und Widerströmen und Ebbe und Fluth haben – –«

Aber das ist der Begriff des Dionysos selbst. – Eben dahin führt eine andre Erwägung. Das psychologische Problem im Typus des Zarathustra ist, wie der, welcher in einem unerhörten Grade Nein sagt, *Nein thut*, zu Allem, wozu man

bisher Ja sagte, trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes sein kann; wie der das Schwerste von Schicksal, ein Verhängniß von Aufgabe tragende Geist trotzdem der leichteste und jenseitigste sein kann – Zarathustra ist ein Tänzer –; wie der, welcher die härteste, die furchtbarste Einsicht in die Realität hat, welcher den „abgründlichsten Gedanken“ gedacht hat, trotzdem darin keinen Einwand gegen das Dasein, selbst nicht gegen dessen ewige Wiederkunft findet, – vielmehr einen Grund noch hinzu, das ewige Ja zu allen Dingen *selbst zu sein*, „das ungeheure unbegrenzte Ja- und Amen-sagen“ . . . „In alle Abgründe trage ich noch mein segnendes Jasagen“ . . . *Aber das ist der Begriff des Dionysos noch einmal.*

7. Welche Sprache wird ein solcher Geist reden, wenn er mit sich allein redet? Die Sprache des *Dithyrambus*. Ich bin der Erfinder des Dithyrambus. Man höre, wie Zarathustra *vor Sonnenaufgang* (III, 18) mit sich redet: ein solches smaragdenes Glück, eine solche göttliche Zärtlichkeit hatte noch keine Zunge vor mir. Auch die tiefste Schwermuth eines solchen Dionysos wird noch Dithyrambus; ich nehme, zum Zeichen, das *Nachtlied*, – die unsterbliche Klage, durch die Überfülle von Licht und Macht, durch seine *Sonnen-Natur*, verurtheilt zu sein, nicht zu lieben.
»Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.
Nacht ist es: nun erst erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden.
Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir, das will laut werden. Eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe.

Licht bin ich: ach daß ich Nacht wäre! Aber dies ist meine Einsamkeit, daß ich von Licht umgürtet bin.

Ach, daß ich dunkel wäre und nächtig! Wie wollte ich an den Brüsten des Lichts saugen!

Und euch selber wollte ich noch segnen, ihr kleinen Funkelsterne und Leuchtwürmer droben! – und selig sein ob eurer Licht-Geschenke.

Aber ich lebe in meinem eignen Lichte, ich trinke die Flammen in mich zurück, die aus mir brechen.

Ich kenne das Glück des Nehmenden nicht; und oft träumte mir davon, daß Stehlen noch seliger sein müsse als Nehmen.

Das ist meine Armuth, daß meine Hand niemals ausruht vom Schenken; das ist mein Neid, daß ich wartende Augen sehe und die erhellten Nächte der Sehnsucht.

Oh Unseligkeit aller Schenkenden! Oh Verfinsterung meiner Sonne! Oh Begierde nach Begehren! Oh Heißhunger in der Sättigung!

Sie nehmen von mir: aber rühre ich noch an ihre Seele? Eine Kluft ist zwischen Nehmen und Geben; und die kleinste Kluft ist am letzten zu überbrücken.

Ein Hunger wächst aus meiner Schönheit: wehethun möchte ich denen, welchen ich leuchte, berauben möchte ich meine Beschenkten – also hungere ich nach Bosheit.

Die Hand zurückziehend, wenn sich schon ihr die Hand entgegenstreckt; dem Wasserfall gleich, der noch im Sturze zögert: also hungere ich nach Bosheit.

Solche Rache sinnt meine Fülle aus, solche Tücke quillt aus meiner Einsamkeit.

Mein Glück im Schenken erstarb im Schenken, meine Tugend wurde ihrer selber müde an ihrem Überflusse!

Wer immer schenkt, dessen Gefahr ist, daß er die Scham verliere; wer immer austheilt, dessen Hand und Herz hat Schwielen vor lauter Austheilen.

Mein Auge quillt nicht mehr über vor der Scham der Bittenden; meine Hand wurde zu hart für das Zittern gefüllter Hände.

Wohinkam die Thräne meinem Auge und der Flaum meinem Herzen? Oh Einsamkeit aller Schenkenden! Oh Schweigsamkeit aller Leuchtenden!

Viel Sonnen kreisen im öden Raume: zu Allem, was dunkel ist, reden sie mit ihrem Lichte – mir schweigen sie.

Oh dies ist die Feindschaft des Lichts gegen Leuchtendes: erbarmungslos wandelt es seine Bahnen.

Unbillig gegen Leuchtendes im tiefsten Herzen, kalt gegen Sonnen – also wandelt jede Sonne.

Einem Sturme gleich wandeln die Sonnen ihre Bahnen, ihrem unerbittlichen Willen folgen sie, das ist ihre Kälte. Oh ihr erst seid es, ihr Dunklen, ihr Nächtigen, die ihr Wärme schafft aus Leuchtendem! Oh ihr erst trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!

Ach, Eis ist um mich, meine Hand verbrennt sich an Eisigem! Ach, Durst ist in mir, der schmachtet nach eurem Durste.

Nacht ist es: ach daß ich Licht sein muß! Und Durst nach Nächtigem! Und Einsamkeit!

Nacht ist es: nun bricht wie ein Born aus mir mein Verlangen, – nach Rede verlangt mich.

Nacht ist es: nun reden lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen.

Nacht ist es: nun erwachen alle Lieder der Liebenden. Und auch meine Seele ist das Lied eines Liebenden. –«

8. Dergleichen ist nie gedichtet, nie gefühlt, nie *gelitten* worden: so leidet ein Gott, ein Dionysos. Die Antwort auf einen solchen Dithyrambus der Sonnen-Vereinsamung im Lichte wäre Ariadne... Wer weiß außer mir, was Ariadne ist! ... Von allen solchen Räthseln hatte Niemand bisher die Lösung, ich zweifle, daß je Jemand hier auch nur Räthsel sah. – Zarathustra bestimmt einmal, mit Strenge, seine Aufgabe – es ist auch die meine –, daß man sich über den *Sinn* nicht vergreifen kann: er ist *jasagend* bis zur Rechtfertigung, bis zur Erlösung auch alles Vergangenen.

»Ich wandle unter Menschen als unter Bruchstücken der Zukunft: jener Zukunft, die ich schaue.

Und das ist all mein Dichten und Trachten, daß ich in Eins dichte und zusammentrage, was Bruchstück ist und Räthsel und grauser Zufall.

Und wie ertrüge ich es Mensch zu sein, wenn der Mensch nicht auch Dichter und Räthselrather und Erlöser des Zufalls wäre?

Die Vergangnen zu erlösen und alles „Es war“ umzuschaffen in ein „So wollte ich es!“ – das hieße mir erst Erlösung.«

An einer andren Stelle bestimmt er so streng als möglich, was für ihn allein „der Mensch“ sein kann, – *kein* Gegenstand der Liebe oder gar des Mitleidens – auch über den *großen Ekel* am Menschen ist Zarathustra Herr geworden: der Mensch ist ihm eine Uniform, ein Stoff, ein häßlicher Stein, der des Bildners bedarf.

»Nicht-mehr-*wollen* und Nicht-mehr-*schätzen* und Nicht-mehr-*schaffen*: oh daß diese große Müdigkeit mir stets ferne bleibe!

Auch im Erkennen fühle ich nur meines Willens Zeuge- und Werdelust; und wenn Unschuld in meiner Erkenntniß ist, so geschieht dies, weil *Wille zur Zeugung* in ihr ist. Hinweg von Gott und Göttern lockte mich dieser Wille: Was wäre denn zu schaffen, wenn Götter – da wären? Aber zum Menschen treibt er mich stets von Neuem, mein inbrünstiger Schaffens-Wille; so treibt's den Hammer hin zum Steine.

Ach, ihr Menschen, im Steine schläft mir ein Bild, das Bild der Bilder! Ach, daß es im härtesten, häßlichsten Steine schlafen muß!

Nun wüthet mein Hammer grausam gegen sein Gefängniß.
Vom Steine stäuben Stücke: was schiert mich das!

Vollenden will ich's, denn ein Schatten kam zu mir, – aller Dinge Stillstes und Leichtestes kam einst zu mir!

Des Übermenschen Schönheit kam zu mir als Schatten: was gehen mich noch – die Götter an! ...«

Ich hebe einen letzten Gesichtspunkt hervor: der unterstrichne Vers giebt den Anlaß hierzu. Für eine *dionysische* Aufgabe gehört die Härte des Hammers, die *Lust selbst am Vernichten* in entscheidender Weise zu den Vorbedingungen. Der Imperativ „werdet hart!“, die unterste Gewißheit darüber, *daß alle Schaffenden hart sind*, ist das eigentliche Abzeichen einer dionysischen Natur. –

☪☪☪ JENSEITS VON GUT UND BÖSE. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Die Aufgabe für die nunmehr folgenden Jahre war so streng als möglich vorgezeichnet. Nachdem der jasagende Theil meiner Aufgabe gelöst war, kam die neinsagende, *neinthuende* Hälfte derselben an die Reihe: die Umwerthung der bisherigen Werthe selbst, der große Krieg,

– die Heraufbeschwörung eines Tags der Entscheidung. Hier ist eingerechnet der langsame Umblick nach Verwandten, nach Solchen, die aus der Stärke heraus *zum Vernichten* mir die Hand bieten würden. – Von da an sind alle meine Schriften Angelhaken: vielleicht verstehe ich mich so gut als Jemand auf Angeln? . . . Wenn Nichts sich *fieng*, so liegt die Schuld nicht an mir. *Die Fische fehlten* . . .

2. Dies Buch (1886) ist in allem Wesentlichen eine *Kritik der Modernität*, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen, nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem jasagenden Typus. Im letzteren Sinne ist das Buch eine *Schule des gentilhomme*, der Begriff geistiger *und radikaler* genommen als er je genommen worden ist. Man muß Muth im Leibe haben, ihn auch nur auszuhalten, man muß das Fürchten nicht gelernt haben . . . Alle die Dinge, worauf das Zeitalter stolz ist, werden als Widerspruch zu diesem Typus empfunden, als schlechte Manieren beinahe, die berühmte „Objektivität“ zum Beispiel, das „Mitgefühl mit allem Leidenden“, der „historische Sinn“ mit seiner Unterwürfigkeit vor fremdem Geschmack, mit seinem Auf-dem-Bauch-liegen vor *petits faits*, die „Wissenschaftlichkeit“. – Erwägt man, daß das Buch *nach* dem Zarathustra folgt, so erräth man vielleicht auch das diätetische régime, dem es seine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nöthigung, *fern* zu sehn – Zarathustra ist weitsichtiger noch, als der Czar –, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das *Um-uns* scharf zu fassen. Man wird in allen Stücken, vor Allem auch in der Form, eine gleiche *willkürliche* Abkehr von den In-

stinkten finden, aus denen ein Zarathustra möglich wurde. Das Raffinement in Form, in Absicht, in der Kunst des *Schweigens*, ist im Vordergrund, die Psychologie wird mit eingeständlicher Härte und Grausamkeit gehandhabt, – das Buch entbehrt jedes gutmüthigen Worts . . . Alles das erholt: wer erräth zuletzt, *welche* Art Erholung eine solche Verschwendung von Güte, wie der Zarathustra ist, nöthig macht? . . . Theologisch geredet – man höre zu, denn ich rede selten als Theologe – war es Gott selber, der sich als Schlange am Ende seines Tagewerks unter den Baum der Erkenntniß legte: er erholte sich so davon, Gott zu sein . . . Er hatte Alles zu schön gemacht . . . Der Teufel ist bloß der Müßiggang Gottes an jedem siebenten Tage . . .

☪☪☪ GENEALOGIE DER MORAL. Eine Streitschrift. Die drei Abhandlungen, aus denen diese Genealogie besteht, sind vielleicht in Hinsicht auf Ausdruck, Absicht und Kunst der Überraschung, das Unheimlichste, was bisher geschrieben worden ist. Dionysos ist, man weiß es, auch der Gott der Finsterniß. – Jedes Mal ein Anfang, der irre führen *soll*, kühl, wissenschaftlich, ironisch selbst, absichtlich Vordergrund, absichtlich hinhaltend. Allmählich mehr Unruhe; vereinzelt Wetterleuchten; sehr unangenehme Wahrheiten aus der Ferne her mit dumpfem Gebrumm laut werdend, – bis endlich ein tempo feroce erreicht ist, wo Alles mit ungeheurer Spannung vorwärts treibt. Am Schluß jedes Mal, unter vollkommen schauerlichen Detonationen, eine *neue* Wahrheit zwischen dicken Wolken sichtbar. – Die Wahrheit der *ersten* Abhandlung ist die Psychologie des Christenthums: die Geburt des Christenthums aus dem Geiste des Ressentiment, *nicht*, wie wohl geglaubt wird, aus dem „Geiste“, – eine

Gegenbewegung ihrem Wesen nach, der große Aufstand gegen die Herrschaft *vornehmer* Werthe. Die *zweite* Abhandlung giebt die Psychologie des *Gewissens*: dasselbe ist *nicht*, wie wohl geglaubt wird, „die Stimme Gottes im Menschen“, – es ist der Instinkt der Grausamkeit, der sich rückwärts wendet, nachdem er nicht mehr nach außen hin sich entladen kann. Die Grausamkeit als einer der ältesten und unwegdenkbarsten Cultur-Untergründe hier zum ersten Male an's Licht gebracht. Die *dritte* Abhandlung giebt die Antwort auf die Frage, woher die ungeheure *Macht* des asketischen Ideals, des Priester-Ideals, stammt, obwohl dasselbe das *schädliche* Ideal par excellence, ein Wille zum Ende, ein *décadence*-Ideal ist. Antwort: *nicht*, weil Gott hinter den Priestern thätig ist, was wohl geglaubt wird, sondern *faute de mieux*, – weil es das einzige Ideal bisher war, weil es keinen Concurrenten hatte. „Denn der Mensch will lieber noch das Nichts wollen als *nicht* wollen“ . . . Vor Allem fehlte ein *Gegen-Ideal* – *bis auf Zarathustra*. – Man hat mich verstanden. Drei entscheidende Vorarbeiten eines Psychologen für eine Umwerthung aller Werthe. – Dies Buch enthält die erste Psychologie des Priesters.

☪☪☪ GÖTZEN-DÄMMERUNG. Wie man mit dem Hammer philosophirt. Diese Schrift von noch nicht 150 Seiten, heiter und verhängnißvoll im Ton, ein Dämon, welcher lacht –, das Werk von so wenig Tagen, daß ich Anstand nehme, ihre Zahl zu nennen, ist unter Büchern überhaupt die Ausnahme: es giebt nichts Substanzenreicheres, Unabhängigeres, Umwerfenderes, – Böseres. Will man sich kurz einen Begriff davon geben, wie vor mir Alles auf dem Kopfe stand, so mache man den Anfang mit dieser Schrift. Das, was *Götze*

auf dem Titelblatt heißt, ist ganz einfach das, was bisher Wahrheit genannt wurde. *Götzen-Dämmerung* – auf deutsch: es geht zu Ende mit der alten Wahrheit . . .

2. Es giebt keine Realität, keine „Idealität“, die in dieser Schrift nicht berührt würde (– berührt: was für ein vorsichtiger Euphemismus! . . .). Nicht bloß die *ewigen* Götzen, auch die allerjüngsten, folglich altersschwächsten. Die „modernen Ideen“ zum Beispiel. Ein großer Wind bläst zwischen den Bäumen, und überall fallen Früchte nieder – Wahrheiten. Es ist die Verschwendung eines allzureichen Herbstes darin: man stolpert über Wahrheiten, man tritt selbst einige todt, – es sind ihrer zu viele . . . Was man aber in die Hände bekommt, das ist nichts Fragwürdiges mehr, das sind Entscheidungen. Ich erst habe den Maßstab für „Wahrheiten“ in der Hand, ich *kann* erst entscheiden. Wie als ob in mir ein *zweites Bewußtsein* gewachsen wäre, wie als ob sich in mir „der Wille“ ein Licht angezündet hätte über die *schiefe* Bahn, auf der er bisher abwärts lief . . . Die *schiefe* Bahn – man nannte sie den Weg zur „Wahrheit“ . . . Es ist zu Ende mit allem „dunklen Drang“, der *gute* Mensch gerade war sich am wenigsten des rechten Wegs bewußt . . . Und allen Ernstes, Niemand wußte vor mir den rechten Weg, den Weg *aufwärts*: erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen, Aufgaben, vorzuschreibende Wege der Cultur – *ich bin deren froher Botschafter* . . . Ebendamit bin ich auch ein Schicksal. –

3. Unmittelbar nach Beendigung des eben genannten Werks und ohne auch nur einen Tag zu verlieren, griff ich die ungeheure Aufgabe der *Umwertung* an, in einem souverainen Gefühl von Stolz, dem Nichts gleichkommt, jeden

Augenblick meiner Unsterblichkeit gewiß und Zeichen für Zeichen mit der Sicherheit eines Schicksals in ehernen Tafeln grabend. Das Vorwort entstand am 3. September 1888: als ich Morgens, nach dieser Niederschrift, in's Freie trat, fand ich den schönsten Tag vor mir, den das Ober-Engadin mir je gezeigt hat – durchsichtig, glühend in den Farben, alle Gegensätze, alle Mitten zwischen Eis und Süden in sich schließend. – Erst am 20. September verließ ich Sils-Maria, durch Überschwemmungen zurückgehalten, zuletzt bei weitem der einzige Gast dieses wunderbaren Orts, dem meine Dankbarkeit das Geschenk eines unsterblichen Namens machen will. Nach einer Reise mit Zwischenfällen, sogar mit einer Lebensgefahr im überschwemmten Como, das ich erst tief in der Nacht erreichte, kam ich am Nachmittag des 21. in Turin an, meinem *bewiesenen* Ort, meiner Residenz von nun an. Ich nahm die gleiche Wohnung wieder, die ich im Frühjahr innegehabt hatte, via Carlo Alberto 6^{III}, gegenüber dem mächtigen palazzo Carignano, in dem Vittorio Emanuele geboren ist, mit dem Blick auf die piazza Carlo Alberto und drüber hinaus auf's Hügelland. Ohne Zögern und ohne mich einen Augenblick abziehen zu lassen, gieng ich wieder an die Arbeit: es war nur das letzte Viertel des Werks noch abzuthun. Am 30. September großer Sieg; siebenter Tag; Müßiggang eines Gottes am Po entlang. Am gleichen Tage schrieb ich noch das *Vorwort* zur „Götzen-Dämmerung“, deren Druckbogen zu corrigiren meine Erholung im September gewesen war. – Ich habe nie einen solchen Herbst erlebt, auch nie Etwas der Art auf Erden für möglich gehalten, – ein Claude Lorrain in's Unendliche gedacht, jeder Tag von gleicher unbändiger Vollkommenheit. –

☪☪☪ DER FALL WAGNER. Ein Musikanten-Problem.

Um dieser Schrift gerecht zu werden, muß man am Schicksal der Musik wie an einer offenen Wunde leiden. – *Woran* ich leide, wenn ich am Schicksal der Musik leide? Daran, daß die Musik um ihren weltverklärenden, jasagenden Charakter gebracht worden ist, – daß sie *décadence*-Musik und nicht mehr die Flöte des Dionysos ist . . . Gesetzt aber, daß man dergestalt die Sache der Musik wie seine *eigene* Sache, wie seine *eigene* Leidensgeschichte fühlt, so wird man diese Schrift voller Rücksichten und über die Maaßen mild finden. In solchen Fällen heiter sein und sich gutmüthig mit verspotten – *ridendo dicere severum*, wo das *verum dicere* jede Härte rechtfertigen würde – ist die Humanität selbst. Wer zweifelt eigentlich daran, daß ich, als der alte Artillerist, der ich bin, es in der Hand habe, gegen Wagner mein *schweres* Geschütz aufzufahren? – Ich hielt alles Entscheidende in dieser Sache bei mir zurück, – ich habe Wagner geliebt. – Zuletzt liegt ein Angriff auf einen feineren „Unbekannten“, den nicht leicht ein Anderer erräth, im Sinn und Wege meiner Aufgabe – oh ich habe noch ganz andre „Unbekannte“ aufzudecken, als einen Cagliostro der Musik – noch mehr freilich ein Angriff auf die in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer, immer *ehrlicher* werdende deutsche Nation, die mit einem beneidenswerthen Appetit fortfährt, sich von Gegensätzen zu nähren und „den Glauben“ so gut wie die Wissenschaftlichkeit, die „christliche Liebe“ so gut wie den Antisemitismus, den Willen zur Macht (zum „Reich“) so gut wie das *évangile* des humbles ohne Verdauungsbeschwerden hinunterschluckt . . . Dieser Mangel an Partei zwischen Gegensätzen! Diese stomachische Neutralität und „Selbst-

losigkeit“! Dieser gerechte Sinn des deutschen *Gaumens*, der Allem gleiche Rechte giebt, – der Alles schmackhaft findet . . . Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten . . . Als ich das letzte Mal Deutschland besuchte, fand ich den deutschen Geschmack bemüht, Wagnern und dem Trompeter von Säkkingen gleiche Rechte zuzugestehn; ich selber war Zeuge, wie man in Leipzig, zu Ehren eines der echtsten und deutschesten Musiker im alten Sinne des Wortes deutsch, keines bloßen Reichsdeutschen, des Meister *Heinrich Schütz* einen Liszt-Verein gründete, mit dem Zweck der Pflege und Verbreitung *listiger* Kirchenmusik . . . Ohne allen Zweifel, die Deutschen sind Idealisten . . .

2. Aber hier soll mich Nichts hindern, grob zu werden und den Deutschen ein paar harte Wahrheiten zu sagen: *wer thut es sonst?* – Ich rede von ihrer Unzucht in historicis. Nicht nur, daß den deutschen Historikern der *große Blick* für den Gang, für die Werthe der Cultur gänzlich abhanden gekommen ist, daß sie allesammt Hanswürste der Politik (oder der Kirche –) sind: dieser große Blick ist selbst von ihnen *in Acht gethan*. Man muß vorerst „deutsch“ sein, „Rasse“ sein, dann kann man über alle Werthe und Unwerthe in historicis entscheiden – man setzt sie fest . . . „Deutsch“ ist ein Argument, „Deutschland, Deutschland über Alles“ ein Princip, die Germanen sind die „sittliche Weltordnung“ in der Geschichte; im Verhältniß zum imperium romanum die Träger der Freiheit, im Verhältniß zum achtzehnten Jahrhundert die Wiederhersteller der Moral, des „kategorischen Imperativs“ . . . Es giebt eine reichsdeutsche Geschichtsschreibung, es giebt, fürchte ich,

selbst eine antisemitische, – es giebt eine *Hof*-Geschichtschreibung und Herr von Treitschke schämt sich nicht . . . Jüngst machte ein Idioten-Urtheil in *historicus*, ein Satz des zum Glück verblichenen ästhetischen Schwaben Vischer, die Runde durch die deutschen Zeitungen als eine „Wahrheit“, zu der jeder Deutsche *Ja sagen müsse*: „Die Renaissance *und* die Reformation, Beide zusammen machen erst ein Ganzes – die ästhetische Wiedergeburt *und* die sittliche Wiedergeburt.“ – Bei solchen Sätzen geht es mit meiner Geduld zu Ende, und ich spüre Lust, ich fühle es selbst als Pflicht, den Deutschen einmal zu sagen, *was* sie Alles schon auf dem Gewissen haben. *Alle großen Cultur-Verbrechen von vier Jahrhunderten haben sie auf dem Gewissen!* . . . Und immer aus dem gleichen Grunde, aus ihrer innerlichsten *Feigheit* vor der Realität, die auch die Feigheit vor der Wahrheit ist, aus ihrer bei ihnen Instinkt gewordenen Unwahrhaftigkeit, aus „Idealismus“ . . . Die Deutschen haben Europa um die Ernte, um den Sinn der letzten *großen* Zeit, der Renaissance-Zeit, gebracht, in einem Augenblicke, wo eine höhere Ordnung der Werthe, wo die vornehmen, die zum Leben jasagenden, die Zukunftsverbürgenden Werthe am Sitz der entgegengesetzten, der *Niedergangs-Werthe*, zum Sieg gelangt waren – *und bis in die Instinkte der dort Sitzenden hinein!* Luther, dies Verhängniß von Mönch, hat die Kirche, und, was tausend Mal schlimmer ist, das Christenthum wiederhergestellt, im Augenblick, *wo es unterlag* . . . Das Christenthum, diese Religion gewordene *Verneinung des Willens zum Leben* . . . Luther, ein unmöglicher Mönch, der, aus Gründen seiner „Unmöglichkeit“, die Kirche angriff und sie – folglich! – wiederherstellte . . . Die Katholiken hätten Gründe, Luther-

festen zu feiern, Lutherspiele zu dichten ... Luther – und die „sittliche Wiedergeburt“! Zum Teufel mit aller Psychologie! – Ohne Zweifel, die Deutschen sind Idealisten. – Die Deutschen haben zwei Mal, als eben mit ungeheurer Tapferkeit und Selbstüberwindung eine rechtschaffne, eine unzweideutige, eine vollkommen wissenschaftliche Denkweise erreicht war, Schleichwege zum alten „Ideal“, Versöhnungen zwischen Wahrheit und „Ideal“, im Grunde Formeln für ein Recht auf Ablehnung der Wissenschaft, für ein Recht auf *Lüge* zu finden gewußt. Leibniz und Kant – diese zwei größten Hemmschuhe der intellektuellen Rechtschaffenheit Europa's! – Die Deutschen haben endlich, als auf der Brücke zwischen zwei *décadence*-Jahrhunderten eine *force majeure* von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und *wirtschaftliche* Einheit, zum Zweck der Erdregierung zu schaffen, mit ihren „Freiheits-Kriegen“ Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleon's gebracht, – sie haben damit Alles, was kam, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese *culturwidrigste* Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese *névrose nationale*, an der Europa krank ist, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europa's, der *kleinen* Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine *Vernunft* – sie haben es in eine Sackgasse gebracht. – Weiß Jemand außer mir einen *Weg* aus dieser Sackgasse? ... Eine Aufgabe, groß genug, die Völker wieder zu *binden*? ...

3. Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder Alles versuchen, um aus einem ungeheuren

Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir compromittirt, ich zweifle, daß sie es in der Zukunft besser machen. – Ah was es mich verlangt, hier ein *schlechter* Prophet zu sein! ... Meine natürlichen Leser und Hörer sind jetzt schon Russen, Skandinavier und Franzosen, – werden sie es immer mehr sein? – Die Deutschen sind in die Geschichte der Erkenntniß mit lauter zweideutigen Namen eingeschrieben, sie haben immer nur „unbewußte“ Falschmünzer hervorgebracht (– Fichte, Schelling, Schopenhauer, Hegel, Schleiermacher gebührt dies Wort so gut wie Kant und Leibniz; es sind alles bloße Schleiermacher –): sie sollen nie die Ehre haben, daß der erste *rechtschaffne* Geist in der Geschichte des Geistes, der Geist, in dem die Wahrheit zu Gericht kommt über die Falschmünzerei von vier Jahrtausenden, mit dem deutschen Geiste in Eins gerechnet wird. Der „deutsche Geist“ ist *meine* schlechte Luft: ich athme schwer in der Nähe dieser Instinkt-gewordnen Unsauberkeit in psychologics, die jedes Wort, jede Miene eines Deutschen verräth. Sie haben nie ein siebzehntes Jahrhundert harter Selbstprüfung durchgemacht wie die Franzosen, – ein La Rochefoucauld, ein Descartes sind hundert Mal in Rechtschaffenheit den ersten Deutschen überlegen, – sie haben bis heute keinen Psychologen gehabt. Aber Psychologie ist beinahe der Maaßstab der *Reinlichkeit* oder *Unreinlichkeit* einer Rasse ... Und wenn man nicht einmal reinlich ist, wie sollte man *Tiefe* haben? Man kommt beim Deutschen, beinahe wie beim Weibe, niemals auf den Grund, *er hat keinen*: das ist Alles. Aber damit ist man noch nicht einmal flach. – Das, was in Deutschland „tief“ heißt, ist genau diese Instinkt-Unsauberkeit gegen sich, von der ich eben rede: man *will*

über sich nicht im Klaren sein. Dürfte ich das Wort „deutsch“ nicht als internationale Münze für *diese* psychologische Verkommenheit in Vorschlag bringen? – In diesem Augenblick zum Beispiel nennt es der deutsche Kaiser seine „christliche Pflicht“, die Sklaven in Afrika zu befreien: unter uns *andern* Europäern hieße das dann einfach „deutsch“ ... Haben die Deutschen auch nur Ein Buch hervorgebracht, das Tiefe hätte? Selbst der Begriff dafür, was tief an einem Buch ist, geht ihnen ab. Ich habe Gelehrte kennen gelernt, die Kant für tief hielten; am preußischen Hofe, fürchte ich, hält man Herrn von Treitschke für tief. Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühme, ist es mir mit deutschen Universitätsprofessoren begegnet, daß sie mich den Namen buchstabieren ließen ...

4. Und warum sollte ich nicht bis an's Ende gehn? Ich liebe es, reinen Tisch zu machen. Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten. Mein *Mißtrauen* gegen den deutschen Charakter habe ich schon mit sechsundzwanzig Jahren ausgedrückt (dritte Unzeitgemäße S. 71) – die Deutschen sind für mich unmöglich. Wenn ich mir eine Art Mensch ausdenke, die allen meinen Instinkten zuwiderläuft, so wird immer ein Deutscher daraus. Das Erste, worauf hin ich mir einen Menschen „nierenprüfe“, ist, ob er ein Gefühl für Distanz im Leibe hat, ob er überall Rang, Grad, Ordnung zwischen Mensch und Mensch sieht, ob er *distinguiert*: damit ist man gentilhomme; in jedem andren Fall gehört man rettungslos unter den weiterherzigen, ach! so gutmüthigen Begriff der canaille. Aber die Deutschen sind canaille – ach! sie sind so gutmüthig. . . . Man

erniedrigt sich durch den Verkehr mit Deutschen: der Deutsche *stellt gleich* . . . Rechne ich meinen Verkehr mit einigen Künstlern, vor Allem mit Richard Wagner ab, so habe ich keine gute Stunde mit Deutschen verlebt . . . Gesetzt, daß der tiefste Geist aller Jahrtausende unter Deutschen erschiene, irgend eine Retterin des Capitols würde wähen, ihre sehr unschöne Seele käme zum Mindesten ebenso in Betracht . . . Ich halte diese Rasse nicht aus, mit der man immer in schlechter Gesellschaft ist, die keine Finger für nuances hat – wehe mir! ich bin eine nuance –, die keinen esprit in den Füßen hat und nicht einmal gehen kann . . . Die Deutschen haben zuletzt gar keine Füße, sie haben bloß Beine . . . Den Deutschen geht jeder Begriff davon ab, wie gemein sie sind, aber das ist der Superlativ der Gemeinheit, – sie *schämen* sich nicht einmal, bloß Deutsche zu sein . . . Sie reden über Alles mit, sie halten sich selbst für entscheidend, ich fürchte, sie haben selbst über mich entschieden . . . Mein ganzes Leben ist der Beweis de rigueur für diese Sätze. Umsonst, daß ich in ihm nach einem Zeichen von Takt, von *délicatesse* gegen mich suche. Von Juden ja, noch nie von Deutschen. Meine Art will es, daß ich gegen Jedermann mild und wohlwollend bin – ich habe ein *Recht* dazu, keine Unterschiede zu machen –: dies hindert nicht, daß ich die Augen offen habe. Ich nehme Niemanden aus, am wenigsten meine Freunde, – ich hoffe zuletzt, daß dies meiner Humanität gegen sie keinen Abbruch getan hat! Es giebt fünf, sechs Dinge, aus denen ich mir immer eine Ehrensache gemacht habe. – Trotzdem bleibt wahr, daß ich fast jeden Brief, der mich seit Jahren erreicht, als einen Cynismus empfinde: es liegt mehr Cynismus im Wohlwollen gegen mich als in irgend welchem Haß . . .

Ich sage es jedem meiner Freunde in's Gesicht, daß er es nie der Mühe für wert genug hielt, irgend eine meiner Schriften zu *studiren*: ich errathe aus den kleinsten Zeichen, daß sie nicht einmal wissen, was drin steht. Was gar meinen Zarathustra anbetrifft, wer von meinen Freunden hätte mehr darin gesehn als eine unerlaubte, zum Glück vollkommen gleichgültige Anmaaßung? . . . Zehn Jahre: und Niemand in Deutschland hat sich eine Gewissensschuld daraus gemacht, meinen Namen gegen das absurde Stillschweigen zu vertheidigen, unter dem er vergraben lag: ein Ausländer, ein Däne, war es, der zuerst dazu genug Feinheit des Instinkts *und Muth* hatte, der sich über meine angeblichen Freunde empörte . . . An welcher deutschen Universität wären heute Vorlesungen über meine Philosophie möglich, wie sie letztes Frühjahr der damit noch einmal mehr bewiesene Psycholog Dr. Georg Brandes in Kopenhagen gehalten hat? – Ich selber habe nie an Alledem gelitten; das *Nothwendige* verletzt mich nicht; amor fati ist meine innerste Natur. Dies schließt aber nicht aus, daß ich die Ironie liebe, sogar die welthistorische Ironie. Und so habe ich, zwei Jahre ungefähr vor dem zerschmetternden Blitzschlag der *Umwerthung*, der die Erde in Convulsionen versetzen wird, den „Fall Wagner“ in die Welt geschickt: die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und *verewigen!* es ist gerade noch Zeit dazu! – Ist das erreicht? – Zum Entzücken, meine Herrn Germanen! Ich mache Ihnen mein Compliment . . .



WARUM ICH EIN SCHICKSAL BIN ☉☉☉ ICH
kenne mein Loos. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen, – an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissens-Collision, an eine Entscheidung heraufbeschworen gegen Alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit. – Und mit Alledem ist Nichts in mir von einem Religionsstifter – Religionen sind Pöbel-Affairen, ich habe nöthig, mir die Hände nach der Berührung mit religiösen Menschen zu waschen . . . Ich *will* keine „Gläubigen“, ich denke, ich bin zu boshaft dazu, um an mich selbst zu glauben, ich rede niemals zu Massen . . . Ich habe eine erschreckliche Angst davor, daß man mich eines Tags *heilig* spricht; man wird errathen, weshalb ich dies Buch *vorher* herausgebe, es soll verhüten, daß man Unfug mit mir treibt . . . Ich will kein Heiliger sein, lieber noch ein Hanswurst . . . Vielleicht bin ich ein Hanswurst . . . Und trotzdem oder vielmehr *nicht* trotzdem – denn es gab nichts Verlogneres bisher als Heilige – redet aus mir die Wahrheit. – Aber meine Wahrheit ist *furchtbar*: denn man hieß bisher die *Lüge* Wahrheit. – *Umwertung aller Werthe*: das ist meine Formel für einen Akt höchster Selbstbesinnung der Menschheit, der in mir Fleisch und Genie geworden ist. Mein Loos will, daß ich der erste *anständige* Mensch sein muß, daß ich mich gegen die Verlogenheit von Jahrtausenden im Gegensatz weiß . . . Ich erst habe die Wahrheit *entdeckt*, dadurch daß ich zuerst die Lüge als Lüge empfand – *roch* . . . Mein Genie ist in meinen Nüstern . . . Ich widerspreche, wie nie widersprochen worden ist, und bin trotzdem der Gegensatz eines neinsagenden Geistes. Ich bin ein *froher Botschafter*, wie es kei-

nen gab, ich kenne Aufgaben von einer Höhe, daß der Begriff dafür bisher gefehlt hat; erst von mir an giebt es wieder Hoffnungen. Mit Alledem bin ich nothwendig auch der Mensch des Verhängnisses. Denn wenn die Wahrheit mit der Lüge von Jahrtausenden in Kampf tritt, werden wir Erschütterungen haben, einen Krampf von Erdbeben, eine Versetzung von Berg und Thal, wie dergleichen nie geträumt worden ist. Der Begriff Politik ist dann gänzlich in einen Geisterkrieg aufgegangen, alle Machtgebilde der alten Gesellschaft sind in die Luft gesprengt – sie ruhen alle sammt auf der Lüge: es wird Kriege geben, wie es noch keine auf Erden gegeben hat. Erst von mir an giebt es auf Erden *große Politik*. –

2

WILL man eine Formel für ein solches Schicksal, *das Mensch wird?* – Sie steht in meinem Zarathustra.

»– *und wer ein Schöpfer sein will im Guten und Bösen, der muß ein Vernichter erst sein und Werthe zerbrechen.*

Also gehört das höchste Böse zur höchsten Güte: diese aber ist die schöpferische.«

Ich bin bei weitem der furchtbarste Mensch, den es bisher gegeben hat; dies schließt nicht aus, daß ich der wohlthätigste sein werde. Ich kenne die Lust am *Vernichten* in einem Grade, die meiner *Kraft* zum Vernichten gemäß ist, – in Beidem gehorche ich meiner dionysischen Natur, welche das Neinthun nicht vom Jasagen zu trennen weiß. Ich bin der erste *Immoralist*: damit bin ich der *Vernichter* par excellence. –

3

MAN hat mich nicht gefragt, man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Im-

moralisten, der Name *Zarathustra* bedeutet: denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegentheil. Zarathustra hat zuerst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehn, – die Übersetzung der Moral in's Metaphysische, als Kraft, Ursache, Zweck an sich, ist *sein* Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra *schuf* diesen verhängnißvollsten Irrthum, die Moral: folglich muß er auch der Erste sein, der ihn *erkennt*. Nicht nur, daß er hier länger und mehr Erfahrung hat als sonst ein Denker – die ganze Geschichte ist ja die Experimental-Widerlegung vom Satz der sogenannten „sittlichen Weltordnung“ –: das Wichtigere ist, Zarathustra ist wahrhaftiger als sonst ein Denker. Seine Lehre und sie allein, hat die Wahrhaftigkeit als oberste Tugend – das heißt den Gegensatz zur *Feigheit* des „Idealisten“, der vor der Realität die Flucht ergreift; Zarathustra hat mehr Tapferkeit im Leibe als alle Denker zusammen genommen. Wahrheit reden und *gut mit Pfeilen schießen*, das ist die persische Tugend. – Versteht man mich? . . . Die Selbstüberwindung der Moral aus Wahrhaftigkeit, die Selbstüberwindung des Moralisten in seinen Gegensatz – in *mich* – das bedeutet in meinem Munde der Name Zarathustra.

IM Grunde sind es zwei Verneinungen, die mein Wort *Immoralist* in sich schließt. Ich verneine einmal einen Typus Mensch, der bisher als der höchste galt, die *Guten*, die *Wohlwollenden*, *Wohlthätigen*; ich verneine andererseits eine Art Moral, welche als Moral an sich in Geltung und Herrschaft gekommen ist, – die *décadence-Moral*, handgreif-

licher geredet, die *christliche* Moral. Es wäre erlaubt, den zweiten Widerspruch als den entscheidenderen anzusehn, da die Überschätzung der Güte und des Wohlwollens, in's Große gerechnet, mir bereits als Folge der *décadence* gilt, als Schwäche-Symptom, als unverträglich mit einem aufsteigenden und jasagenden Leben: im Jasagen ist Verneinen und Vernichten Bedingung. – Ich bleibe zunächst bei der Psychologie des guten Menschen stehn. Um abzuschätzen, was ein Typus Mensch werth ist, muß man den Preis nachrechnen, den seine Erhaltung kostet, – muß man seine Existenzbedingungen kennen. Die Existenz-Bedingung der Guten ist die *Lüge*–: anders ausgedrückt, das Nicht-sehenwollen um jeden Preis, wie im Grunde die Realität beschaffen ist, nämlich *nicht* der Art, um jeder Zeit wohlwollende Instinkte herauszufordern, noch weniger der Art, um sich ein Eingreifen von kurzsichtigen gutmüthigen Händen jeder Zeit gefallen zu lassen. Die *Nothstände* aller Art überhaupt als Einwand, als Etwas, das man *abschaffen* muß, betrachten, ist die *niaiserie par excellence*, in's Große gerechnet, ein wahres Unheil in seinen Folgen, ein Schicksal von Dummheit –, beinahe so dumm, als es der Wille wäre, das schlechte Wetter abzuschaffen – aus Mitleiden etwa mit den armen Leuten . . . In der großen Ökonomie des Ganzen sind die Furchtbarkeiten der Realität (in den Affekten, in den Begierden, im Willen zur Macht) in einem unausrechenbaren Maaße nothwendiger als jene Form des kleinen Glücks, die sogenannte „Güte“; man muß sogar nachsichtig sein, um der letzteren, da sie in der Instinkt-Verlogenheit bedingt ist, überhaupt einen Platz zu gönnen. Ich werde einen großen Anlaß haben, die über die Maaßen unheimlichen Folgen des *Optimismus*, dieser Ausgeburt der

homines optimi, für die ganze Geschichte zu beweisen. Zarathustra, der Erste, der begriff, daß der Optimist ebenso *décadent* ist wie der Pessimist und vielleicht schädlicher, sagt: »*Gute Menschen reden nie die Wahrheit. Falsche Küsten und Sicherheiten lehrten euch die Guten; in Lügen der Guten wart ihr geboren und geborgen. Alles ist in den Grund hinein verlogen und verbogen durch die Guten.*« Die Welt ist zum Glück nicht auf Instinkte hin gebaut, daß gerade bloß gutmüthiges Heerdengethier darin sein enges Glück fände; zu fordern, daß Alles „guter Mensch“, Heerdenthier, blauäugig, wohlwollend, „schöne Seele“ – oder, wie Herr Herbert Spencer es wünscht, altruistisch werden solle, hieße dem Dasein seinen *großen* Charakter nehmen, hieße die Menschheit castriren und auf eine armselige Chineserei herunterbringen. – *Und dies hat man versucht! . . . Dies eben hieß man Moral . . .* In diesem Sinne nennt Zarathustra die Guten bald „die letzten Menschen“, bald den „Anfang vom Ende“; vor Allem empfindet er sie als *die schädlichste Art Mensch*, weil sie ebenso auf Kosten der *Wahrheit* als auf Kosten der *Zukunft* ihre Existenz durchsetzen.

»– Die Guten – die können nicht *schaffen*, die sind immer der Anfang vom Ende –

– sie kreuzigen den, der *neue* Werthe auf neue Tafeln schreibt, sie opfern *sich* die Zukunft, sie kreuzigen alle Menschen-Zukunft!

– Die Guten – die waren immer der Anfang vom Ende . . .

– Und was auch für Schaden die Welt-Verleumder thun mögen, *der Schaden der Guten ist der schädlichste Schaden.*«

5

ZARATHUSTRA, der erste Psycholog der Guten, ist – folglich – ein Freund der Bösen. Wenn eine *décadence*–

Art Mensch zum Rang der höchsten Art aufgestiegen ist, so konnte dies nur auf Kosten ihrer Gegensatz-Art geschehn, der starken und lebensgewissen Art Mensch. Wenn das Heerdenthier im Glanze der reinsten Tugend strahlt, so muß der Ausnahme-Mensch zum Bösen heruntergewerthet sein. Wenn die Verlogenheit um jeden Preis das Wort „Wahrheit“ für ihre Optik in Anspruch nimmt, so muß der eigentlich Wahrhaftige unter den schlimmsten Namen wiederzufinden sein. Zarathustra läßt hier keinen Zweifel: er sagt, die Erkenntniß der Guten, der „Besten“ gerade sei es gewesen, was ihm Grausen vor dem Menschen überhaupt gemacht habe; aus *diesem* Widerwillen seien ihm die Flügel gewachsen, „fortzuschweben in ferne Zukünfte“, – er verbirgt es nicht, daß *sein* Typus Mensch, ein relativ übermenschlicher Typus, gerade im Verhältniß zu den *Guten* übermenschlich ist, daß die Guten und Gerechten seinen Übermenschen *Teufel* nennen würden...

»Ihr höchsten Menschen, denen mein Auge begegnete, das ist mein Zweifel an euch und mein heimliches Lachen: ich rathe, ihr würdet meinen Übermenschen – Teufel heißen! So fremd seid ihr dem Großen mit eurer Seele, daß euch der Übermensch *furchtbar* sein würde in seiner Güte...« An dieser Stelle und nirgends wo anders muß man den Ansatz machen, um zu begreifen, was Zarathustra *will*: diese Art Mensch, die er concipirt, concipirt die Realität, *wie sie ist*: sie ist stark genug dazu –, sie ist ihr nicht entfremdet, entrückt, sie ist *sie selbst*, sie hat all deren Furchtbare und Fragwürdiges auch noch in sich, *damit erst kann der Mensch Größe haben*...

ABER ich habe auch noch in einem andren Sinne das Wort *Immoralist* zum Abzeichen, zum Ehrenzeichen für mich gewählt; ich bin stolz darauf, dies Wort zu haben, das mich gegen die ganze Menschheit abhebt. Niemand noch hat die *christliche* Moral als *unter* sich gefühlt; dazu gehörte eine Höhe, ein Fernblick, eine bisher ganz unerhörte psychologische Tiefe und Abgründlichkeit. Die christliche Moral war bisher die Circe aller Denker, – sie standen in ihrem Dienst. – Wer ist vor mir eingestiegen in die Höhlen, aus denen der Gifthauch dieser Art von Ideal – *der Weltverleumdung!* – emporquillt? Wer hat auch nur zu ahnen gewagt, *daß* es Höhlen sind? Wer war überhaupt vor mir unter den Philosophen *Psycholog* und nicht vielmehr dessen Gegensatz „höherer Schwindler“, „Idealist“? Es gab vor mir noch gar keine Psychologie. – Hier der Erste zu sein kann ein Fluch sein, es ist jedenfalls ein Schicksal: *denn man verachtet auch als der Erste ... Der Ekel am Menschen ist meine Gefahr ...*

HAT man mich verstanden? – Was mich abgrenzt, was mich bei Seite stellt gegen den ganzen Rest der Menschheit, das ist, die christliche Moral *entdeckt* zu haben. Deshalb war ich eines Worts bedürftig, das den Sinn einer Herausforderung an Jedermann enthält. Hier nicht eher die Augen aufgemacht zu haben gilt mir als die größte Unsauberkeit, die die Menschheit auf dem Gewissen hat, als Instinkt gewordner Selbstbetrug, als grundsätzlicher Wille, jedes Geschehen, jede Ursächlichkeit, jede Wirklichkeit *nicht* zu sehen, als Falschmünzerei in psychologicis bis zum Verbrechen. Die Blindheit vor dem Christen-

thum ist das *Verbrechen par excellence* – das Verbrechen *am Leben* ... Die Jahrtausende, die Völker, die Ersten und die Letzten, die Philosophen und die alten Weiber – fünf, sechs Augenblicke der Geschichte abgerechnet, mich als siebenten – in diesem Punkte sind sie alle einander würdig. Der Christ war bisher *das* „moralische Wesen“, ein Curiosum ohne Gleichen – und, *als* „moralisches Wesen“, absürder, verlogner, eitler, leichtfertiger, *sich selber nachtheiliger* als auch der größte Verächter der Menschheit es sich träumen lassen könnte. Die christliche Moral – die böartigste Form des Willens zur Lüge, die eigentliche Circe der Menschheit: Das, was sie *verdorben* hat. Es ist *nicht* der Irrthum als Irrthum, was mich bei diesem Anblick entsetzt, *nicht* der jahrtausendelange Mangel an „gutem Willen“, an Zucht, an Anstand, an Tapferkeit im Geistigen, der sich in seinem Sieg verräth: – es ist der Mangel an Natur, es ist der vollkommen schauerliche Thatbestand, daß die *Widernatur* selbst als Moral die höchsten Ehren empfing und als Gesetz, als kategorischer Imperativ, über der Menschheit hängen blieb! ... In diesem Maaße sich vergreifen, *nicht* als Einzelner, *nicht* als Volk, sondern als Menschheit! ... Daß man die allerersten Instinkte des Lebens verachten lehrte; daß man eine „Seele“, einen „Geist“ *erlog*, um den Leib zu Schanden zu machen; daß man in der Voraussetzung des Lebens, in der Geschlechtlichkeit, etwas Unreines empfinden lehrt; daß man in der tiefsten Nothwendigkeit zum Gedeihen, in der *strengen* Selbstsucht (– das Wort schon ist verleumderisch! –) das böse Princip sucht; daß man umgekehrt in dem typischen Abzeichen des Niedergangs und der Instinkt-Widersprüchlichkeit, im „Selbstlosen“, im Verlust an Schwer-

gewicht, in der „Entpersönlichung“ und „Nächstenliebe“ (– Nächstensucht!) den *höheren* Werth, was sage ich! den *Werth an sich* sieht! ... Wie! wäre die Menschheit selber in *décadence*? war sie es immer? – Was feststeht, ist, daß ihr nur *décadence*-Werthe als oberste Werthe *gelehrt* worden sind. Die Entselbstungs-Moral ist die Niedergangsmoral *par excellence*, die Thatsache „ich gehe zu Grunde“ in den Imperativ übersetzt: „ihr *sollt* alle zu Grunde gehn“ – und *nicht nur* in den Imperativ! ... Diese einzige Moral, die bisher gelehrt worden ist, die Entselbstungs-Moral, verrieth einen Willen zum Ende, sie *verneint* im untersten Grunde das Leben. – Hier bliebe die Möglichkeit offen, daß nicht die Menschheit in Entartung sei, sondern nur jene parasitische Art Mensch, die des *Priesters*, die mit der Moral sich zu ihren Werth-Bestimmern emporgelogen hat, – die in der christlichen Moral ihr Mittel zur *Macht* errieth ... Und in der That, das ist *meine* Einsicht: die Lehrer, die Führer der Menschheit, Theologen insgesamt, waren insgesamt auch *décadents*: *daher* die Umwerthung aller Werthe in's Lebensfeindliche, *daher* die Moral ... *Definition der Moral*: Moral – die Idiosynkrasie von *décadents*, mit der Hinterabsicht, *sich am Leben zu rächen* – und mit Erfolg. Ich lege Werth auf *diese* Definition.

8

HAT man mich verstanden? – Ich habe eben kein Wort gesagt, das ich nicht schon vor fünf Jahren durch den Mund Zarathustra's gesagt hätte. – Die *Entdeckung* der christlichen Moral ist ein Ereigniß, das nicht seines Gleichen hat, eine wirkliche Katastrophe. Wer über sie aufklärt, ist eine *force majeure*, ein Schicksal, – er bricht die Geschichte der Menschheit in zwei Stücke. Man lebt *vor*

ihm, man lebt *nach* ihm . . . Der Blitz der Wahrheit traf gerade Das, was bisher am höchsten stand: wer begreift, *was* da vernichtet wurde, mag zusehn, ob er überhaupt noch Etwas in den Händen hat. Alles, was bisher „Wahrheit“ hieß, ist als die schädlichste, tückischste, unterirdischste Form der Lüge erkannt; der heilige Vorwand, die Menschheit zu „verbessern“, als die List, das Leben selbst *auszusaugen*, blutarm zu machen. Moral als *Vampyrismus* . . . Wer die Moral entdeckt, hat den Unwerth aller Werthe mit entdeckt, an die man glaubt oder geglaubt hat; er sieht in den verehrtesten, in den selbst *heilig* gesprochenen Typen des Menschen nichts Ehrwürdiges mehr, er sieht die verhängnißvollste Art von Mißgeburten darin, verhängnißvoll, *weil sie fascinirten* . . . Der Begriff „Gott“ erfunden als Gegensatz-Begriff zum Leben, – in ihm alles Schädliche, Vergiftende, Verleumderische, die ganze Todfeindschaft gegen das Leben in eine entsetzliche Einheit gebracht! Der Begriff „Jenseits“, „wahre Welt“ erfunden, um die *einzig* Welt zu entwerthen, die es giebt, – um kein Ziel, keine Vernunft, keine Aufgabe für unsre Erden-Realität übrig zu behalten! Der Begriff „Seele“, „Geist“, zuletzt gar noch „unsterbliche Seele“, erfunden, um den Leib zu verachten, um ihn krank – „heilig“ – zu machen, um allen Dingen, die Ernst im Leben verdienen, den Fragen von Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Reinlichkeit, Wetter, einen schauerlichen Leichtsinn entgegenzubringen! Statt der Gesundheit das „Heil der Seele“ – will sagen eine folie circulaire zwischen Bußkrampf und Erlösungs-Hysterie! Der Begriff „Sünde“ erfunden sammt dem zugehörigen Folter-Instrument, dem Begriff „freier Wille“, um die Instinkte zu verwirren, um das Mißtrauen

gegen die Instinkte zur zweiten Natur zu machen! Im Begriff des „Selbstlosen“, des „Sich-selbst-Verleugnenden“ das eigentliche *décadence*-Abzeichen, das *Gelockt*werden vom Schädlichen, das Seinen-Nutzen-nicht-mehr-finden-können, die Selbst-Zerstörung zum Werthzeichen überhaupt gemacht, zur „Pflicht“, zur „Heiligkeit“, zum „Göttlichen“ im Menschen! Endlich – es ist das Furchtbarste – im Begriff des *guten* Menschen die Partei alles Schwachen, Kranken, Mißrathnen, An-sich-selber-Leidenden genommen, alles dessen, *was zu Grunde gehn soll* –, das Gesetz der *Selektion* gekreuzt, ein Ideal aus dem Widerspruch gegen den stolzen und wohlgerathenen, gegen den jasagenden, gegen den zukunfts gewissen, zukunftsverbürgenden Menschen gemacht – dieser heißt nunmehr *der Böse* ... Und das Alles wurde geglaubt *als Moral!* – *Ecrasez l'infâme!* – –

9

HAT man mich verstanden? – *Dionysos gegen den Gekreuzigten* ...



1. WIE lange sitztest du schon
auf deinem Mißgeschick?
Gieb Acht! du brütest mir noch
ein Ei
ein Basilisken-Ei
aus deinem langen Jammer aus.

Was schleicht Zarathustra entlang dem Berge? –

Mißtrauisch, geschwürig, düster,
ein langer Lauerer –,
aber plötzlich, ein Blitz,
hell, furchtbar, ein Schlag
gen Himmel aus dem Abgrund:
– dem Berge selber schüttelt sich
das Eingeweide . . .

Wo Haß und Blitzstrahl
Eins ward, ein *Fluch* –,
auf den Bergen haust jetzt Zarathustra's Zorn,
eine Wetterwolke schleicht er seines Wegs.

Verkrieche sich, wer eine letzte Decke hat!
In's Bett mit euch, ihr Zärtlinge!
Nun rollen Donner über die Gewölbe,
nun zittert, was Gebälk und Mauer ist,
nun zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten –
Zarathustra *flucht* . . .

2. **DIESE** Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm –,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie *unter* mich.

Wer will bezahlt sein?
Die Käuflichen . . .
Wer feil steht, greift
mit fetten Händen
nach diesem Allerwelts-Blechklingklang *Ruhm!*

– *Willst* du sie kaufen?
Sie sind Alle käuflich.
Aber biete Viel!
klinge mit vollem Beutel!
– du *stärkst* sie sonst,
du *stärkst* sonst ihre *Tugend* . . .

Sie sind Alle tugendhaft.
Ruhm und *Tugend* – das reimt sich.
So lange die Welt lebt,
zahlt sie *Tugend-Geplapper*
mit *Ruhm-Geklapper* –,
die Welt *lebt* von diesem Lärm . . .

Vor allen Tugendhaften
will ich schuldig sein,
schuldig heißen mit jeder großen Schuld!
Vor allen Ruhms-Schalltrichtern

wird mein Ehrgeiz zum Wurm –,
unter Solchen gelüftet's mich,
der *Niedrigste* zu sein . . .

Diese Münze, mit der
alle Welt bezahlt,
Ruhm –,
mit Handschuhen fasse ich diese Münze an,
mit Ekel trete ich sie *unter* mich.

3. **STILL!** –
Von großen Dingen – ich *sehe* Großes! –
soll man schweigen
oder groß reden:
rede groß, meine entzückte Weisheit!

Ich sehe hinauf –
dort rollen Lichtmeere:
– oh Nacht, oh Schweigen, oh todenstillen Lärm! . . .
Ich sehe ein Zeichen –,
aus fernsten Fernen
sinkt langsam funkelnd ein Sternbild gegen mich . . .

4. **HÖCHSTES** Gestirn des Seins!
Ewiger Bildwerke Tafel!
Du kommst zu mir? –
Was Keiner erschaut hat,
deine stumme Schönheit, –
wie? sie flieht vor meinen Blicken nicht?

Schild der Nothwendigkeit!
Ewiger Bildwerke Tafel!
– aber du weißt es ja:
was Alle hassen,
was allein *ich* liebe,
daß du *ewig* bist!
daß du *nothwendig* bist!
Meine Liebe entzündet
sich ewig nur an der Nothwendigkeit.

Schild der Nothwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
– das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit! – –



NACHWORT DES HERAUSGEBERS

WAS für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist — dieser Ausspruch Johann Gottlieb Fichtes ist auch der Glaube Friedrich Nietzsches gewesen. Da sie so ganz andre Menschen waren, ist auch ihre Philosophie eine so ganz andre geworden; aber die Ueberzeugung, daß die Weltanschauung eines Denkers als die theoretische Kristallisation einer individuellen Persönlichkeit erwächst, verbindet beide. Der Grund davon liegt in der Tiefe, aber nicht im Dunkel; sie waren Träger der nämlichen weltgeschichtlichen Mission, zugleich Forscher und Apostel, Lehrer des Gedankens und Reformatoren der Kultur. Nietzsche hat von dieser selbsterlebten Einheit aus die Geschichte der Philosophie als Ganzes zu durchleuchten gesucht. Auch die scheinbar kältesten Systeme sind ihm letzten Endes nicht Erkenntnisse, sondern Bekenntnisse ihrer Schöpfer. Nicht die in Allen gleich waltende Vernunft, sondern das heiße Pulsen lebendigen, stets einzigartigen Wollens und Fühlens hat sie hervorgetrieben. Eine Psychologie der Philosophie großen Stils hat erst Nietzsche geschaffen. Dadurch wurde der Biographie und Charakterkunde eine Rolle zugewiesen, die ihnen die Historiker der Philosophie bisher versagt hatten.

Sich selbst hat Nietzsche von diesen Forderungen nicht ausgenommen. Längst ehe er das klare Bewußtsein von Umfang und Art der Beziehungen zwischen Leben und Lehre, Charakter und Theorie gewann, sammelt er sich zur Besinnung auf sein eigenstes Wesen und dessen zeitliche Entfaltung. Mit dreizehn Jahren schreibt er, vom 18. August bis 1. September 1858 (Bi. 1, S. 15) Erinnerungen an seine Kindheit in dem Büchlein ‚Aus meinem Leben‘ nieder; die Erfahrungen des Knabenalters spiegelt das ‚Tagebuch‘ aus Schulpforta (Bi. 1, S. 107); in dem ‚Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre‘ (17. Oktober bis 10. August 1867) hält der Jüngling über sich und sein Schicksal feierlich-ernstes Gericht. Von da an verwebt sich das Persönliche immer inniger mit den hohen Dingen, denen es dient, und Aeußerungen über den Erlebenden und seine Erlebnisse finden in den litterarischen Arbeiten oder Vorarbeiten ihre Unterkunft. Die Werke wie die Fragmente des Nachlasses sind ganz mit ihnen durchsetzt — bald offenkundig, bald maskiert unter der Schilderung fremder Charaktere und Geschehnisse, wie sie die dritte ‚Unzeitgemäße‘ von

Schopenhauer, die vierte von Wagner entwirft. Der Blick in diesen Bruchstücken wird immer freier, ihr Pathos immer gewaltiger; mit den neuen Vorreden aus dem Herbst des Jahres 1886 zu ‚Menschliches, Allzumenschliches‘, ‚Morgenröte‘ und ‚Fröhliche Wissenschaft‘ — mit die unvergleichlichsten Seiten Nietzschescher Prosa — erreichen sie den Höhepunkt. Da faßt der Philosoph noch einmal, während seines Aufenthalts in Turin gegen Ende des Jahres 1888, das in verschwenderischer Fruchtbarkeit bereits den ‚Fall Wagner‘, die ‚Götzendämmerung‘, die Dionysos-Dithyramben und den ‚Antichrist‘ gezeitigt hatte, den Plan, über das Grundgerüst seiner Seele, seines Lebens und seiner Werke *im Zusammenhang* vor sich und der Welt Rechenschaft abzulegen. Die Autobiographie *Ecce homo* ist die Frucht dieses Entschlusses. Am vierundvierzigsten Geburtstage Nietzsches, den 15. Oktober 1888, begonnen, nach kaum dreiwöchentlicher Arbeit am 4. November bereits vollendet, erfuhr das Werk auf dem Weg an die Oeffentlichkeit mancherlei Hemmungen, bis es nunmehr, zwei Jahrzehnte nach seiner Entstehung, vor einer neuen Generation hier zum ersten Mal vollständig im Druck erscheint.

So heißt es in einem Brief an die Schwester (undatiert, vermutlich zweite Hälfte Oktober 1888), dem ersten brieflichen Zeugnis, das wir vom *Ecce homo* besitzen: „Ich schreibe in diesem goldenen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebt habe, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst. Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lama's, wenn es über's Meer kommt, den Bruder zu besuchen. Es ist nichts für Deutsche . . . Ich will das Manuscript vergraben und verstecken, es mag verschimmeln und wenn wir alleammt schimmeln, mag es seine Auferstehung feiern. Vielleicht sind dann die Deutschen des großen Geschenks, das ich ihnen zu machen gedenke, würdiger.“ Im gleichen Sinne lautet ein im Archiv urschriftlich vorhandenes Titelblatt: *Ecce homo*. Ein Geschenk an meine Freunde. Doch wurde die Absicht, der Autobiographie einen privaten Charakter zu wahren, bald aufgegeben; noch im gleichen Monat wird ihr die Rolle angewiesen, auf das theoretische Hauptwerk, die Torso gebliebene ‚Umwerthung aller Werthe‘ vorzubereiten. Den 30. Oktober schreibt Nietzsche an Gast: „An meinem Geburtstag habe ich wieder Etwas angefangen, das zu gerathen scheint und

bereits bedeutend avancirt ist. Es heißt: ‚Ecce homo. Oder *Wie man wird, was man ist*‘. Es handelt, mit einer großen Verwegenheit, von mir und meinen Schriften: ich habe nicht nur damit mich vorstellen wollen *vor* dem ganz unheimlich solitären Akt der *Umwerthung*, — ich möchte gern einmal eine *Probe* machen, was ich bei den deutschen Begriffen von *Preßfreiheit* eigentlich riskiren kann. Mein Argwohn ist, daß man das *erste* Buch der *Umwerthung* auf der Stelle confiscirt, — legal mit allerbestem Recht. Mit diesem ‚Ecce homo‘ möchte ich die *Frage* zu einem derartigen Ernste, auch Neugierde steigern, daß die landläufigen und im Grunde vernünftigen Begriffe über das *Erlaubte* hier einmal einen Ausnahmefall zuließen. Uebrigens rede ich von mir selber mit aller möglichen psychologischen „Schläue“ und Heiterkeit, — ich möchte durchaus nicht als Prophet, Unthier und Moral-Scheusal vor die Menschen hintreten. Auch in diesem Sinne könnte dies Buch gut thun: es verhütet vielleicht, daß ich mit meinem *Gegensatz* verwechselt werde. —“¹⁾ Inzwischen ist die Ausarbeitung des Buches am 4. November abgeschlossen worden. Am 6. November bietet es Nietzsche seinem damaligen Verleger C. G. Naumann an, obschon die Drucklegung der ‚Götzendämmerung‘ noch nicht beendet war: „Geehrter Herr Verleger, Wundern Sie sich über Nichts mehr bei mir! zum Beispiel, daß wir, sobald die *Götzen-Dämmerung* in jedem Sinne erledigt ist, sofort einen neuen Druck beginnen müssen. Ich habe mich vollkommen davon überzeugt, noch eine Schrift nöthig zu haben, eine im höchsten Grade *vorbereitende* Schrift, um nach Jahresfrist ungefähr mit dem ersten Buche der *Umwerthung* hervortreten zu können. Es muß eine wirkliche *Spannung* geschaffen sein — im anderen Falle geht es wie beim Zarathustra. Nun war ich die letzten Wochen

¹⁾ Vgl. dazu den Brief vom 26. Nov. an Gast: „Die Frage der Preßfreiheit ist, wie ich jetzt mit aller Schärfe empfinde, eine bei meinem Ecce homo gar nicht aufzuwerfende Frage. Ich habe mich dergestalt *jenseits* gestellt — nicht über Das, was heute gilt und obenauf ist, sondern über die Menschheit —, daß die Anwendung eines Codex eine Komödie sein würde. Uebrigens ist das Buch reich an Schärfen und Bosheiten, weil ich mit aller Gewalt mich als *Gegentypus* zu der Art Mensch, die verehrt worden ist, präsentire: — das Buch ist so „unheilig“ wie möglich Neulich fiel mir ein, Malvida an einer entscheidenden Stelle als *Kundry* vorzuführen, welche *lacht*. (Die Datierung der undatierten Briefe an Gast ist von diesem stets nach dem Empfang vorgenommen worden.)

auf das Allerglücklichste inspirirt, Dank einem unvergleichlichen Wohlbefinden, das einzig in meinem Leben dasteht, Dank insgleichen einem wunderbaren Herbst und dem delikatesten Entgegenkommen, das ich in Turin gefunden habe. So habe ich eine *extrem schwere* Aufgabe — nämlich mich selber, meine Bücher, meine Ansichten, bruchstückweise, soweit es erforderlich war, *mein Leben* zu erzählen — zwischen dem 15. Okt. und 4. November *gelöst*. Ich glaube, *das* wird gehört werden, vielleicht zu sehr . . . und dann wäre Alles in Ordnung. — Nun die Frage der Herstellung. Meine Absicht ist, diesem Werke bereits die Form und Ausstattung zu geben, die jenes Hauptwerk haben soll, zu dem es in jedem Sinne eine lange Vorrede darstellt. Hören Sie nun, verehrtester Herr Verleger, was ich in Vorschlag bringe. Das gleiche Format, wie das der letzten Schriften. Die Spatien zwischen den Zeilen exakt wie in dem *Vorwort* vom ‚Fall Wagner‘ o. der ‚Götzen-Dämmerung‘. Die Zahl der Zeilen 29. *Keine* Linie um den Text; dagegen die Zeilen *breiter*. Das Papier nicht anders als das der letzten zwei Schriften. — Würde es Ihnen gefällig sein, mir einen *Probedruck* einer derartigen Seite einmal zuzusenden, damit ich sie mit Augen sehe? Nehmen Sie irgend ein Manuscript-Stück der Götzen-Dämmerung, das eine *ganze* Seite füllt, dazu! — Die neue Schrift heißt: *Ecce homo* — Wie man wird, was man ist. Mit freundlichstem Gruß Ihr Nietzsche.“ Innerhalb der nächsten Woche wurde das MS. in die Druckerei von C. G. Naumann in Leipzig gesandt. In einem Briefe an Gast vom 13. November heißt es: „Mein ‚*Ecce homo. Wie man wird, was man ist*‘ sprang innerhalb des 15. Oktobers, meines allergnädigsten Geburtstags und -Herrn, und dem 4. November mit einer antiken Selbstherrlichkeit und guten Laune hervor, daß es mir zu wohlgerathen scheint, um einen Spaß dazu machen zu dürfen. Die letzten Partien sind übrigens bereits in einer Tonweise gesetzt, die den Meistersingern abhanden gekommen sein muß, ‚die Weise der *Weltregierenden*‘. [—] Besagtes Manuscript hat bereits den Krebsgang nach der Druckerei angetreten. Für die Ausstattung habe ich diesmal Dasselbe ‚beliebt‘, wie für die *Umwertung*: zu der es eine feuerspeiende Vorrede ist“. In gleichem Sinne lauten die Mitteilungen an Fräulein von Salis-Marschlins vom 14. November. „Bis jetzt ist Alles besser als gut gegangen. Nicht

nur, daß das *erste* Buch der Umwerthung schon am 30. September zu Ende kam, inzwischen hat sich ein sehr unglaubliches Stück Litteratur, das den Titel führt: ‚Ecce homo. Wie man wird, was man ist‘ auch schon wieder mit Flügeln begabt und flatterte, wenn mich nicht Alles täuscht, in der Richtung von Leipzig . . . Dieser homo bin ich nämlich selber, eingerechnet das ecce; der Versuch, über mich ein wenig Licht *und Schrecken* zu verbreiten, scheint mir fast zu gut gelungen. Das letzte Kapitel hat zum Beispiel die unerquickliche Ueberschrift: warum ich ein Schicksal bin. *Daß* dies nämlich der Fall ist, wird dermaßen stark bewiesen, daß man zum Schluß bloß noch als ‚Larve‘, bloß noch als ‚fühlende Brust‘ vor mir sitzen bleibt.“ Den 15. Nov. sendet C. G. Naumann (laut Brief der Firma an Nietzsche) die gewünschte Probeseite nach Turin, am 19. Nov. beantwortet Nietzsche die Ausstattungsvorschläge und bittet um beschleunigte Drucklegung: „Ihnen zu Dank für Ihren Brief verpflichtet, beeile ich mich, meine Entschließungen mitzuthemen. Die *Probeseite* gefällt mir nicht. Ich finde die Seite der zwei letzten Schriften, *mit* dem Strich, nicht nur bei Weitem eleganter, sondern auch leichter lesbar. Der *Satz* wird durch die breiteren Spatien für das Auge schwer überschaubar: und darin vor Allem liegt eine Gefahr für das Verstandenwerden. Bleiben wir also bei der Seite der *Götzen-Dämmerung*, bleiben wir auch beim Strich. — Ein zweiter Punkt, über den ich zu Ihnen reden will, wie ich vor mir rede, ist die Frage der Ausstattung resp. Papier. In der Voraussicht einer vielleicht sogar excessiven Berühmtheit meines Namens für eine nicht allzulange Zeit bin ich mir selber einige Respekt-Rücksichten schuldig, bei denen materielle Erwägungen nicht in Betracht kommen dürfen. Mein Wille ist also, daß wir dasselbe Papier auch für ‚Ecce homo‘ festhalten. [—] — Die *neue* Schrift enthält über *jede* meiner früheren Schriften ein eigenes *Capitel*, das den Titel der einzelnen Schrift zur Ueberschrift hat. [—] — Wenn Sie im Stande sind, den Druck sofort und mit Eifer beginnen zu lassen, so werde ich Grund haben, Ihnen dankbar zu sein.“ Den ersten Anhalt dafür, daß Nietzsche an *Nachträgen* für das Ecce arbeitete, gibt der Brief an Brandes vom 20. November; hier ist von einer Stelle des Ecce die Rede, die sich auf den Adressaten beziehe und die Nietzsche „eben“ geschrieben habe. „Ach, wenn Sie

wüßten, was ich eben geschrieben hatte, als Ihr Brief mir seinen Besuch machte. — Ich habe jetzt mit einem Cynismus, der welthistorisch werden wird, mich selbst erzählt. Das Buch heißt ‚*Ecce homo*‘ und ist ein Attentat ohne die geringste Rücksicht auf den Gekreuzigten; es endet in Donnern und Wetterschlägen gegen Alles, was christlich oder christlich-infekt ist, bei denen Einem Sehen und Hören vergeht. Ich bin zuletzt der erste Psychologe des Christenthums und kann, als alter Artillerist, der ich bin, schweres Geschütz vordrehen, von dem kein Gegner des Christenthums auch nur die Existenz vermuthet hat. — Das Ganze ist das Vorspiel der ‚Umwerthung aller Werthe‘, des Werks, das fertig vor mir liegt; ich schwöre Ihnen zu, daß wir in zwei Jahren die ganze Erde in Convulsionen haben werden. Ich bin ein Verhängniß. — Errathen Sie, wer in ‚*Ecce homo*‘ am schlimmsten wegkommt? Die Herren Deutschen! Ich habe ihnen furchtbare Dinge gesagt . . . [—] Auch dürfen Sie darüber nicht böse sein, daß Sie selber an einer entscheidenden Stelle des Buchs auftreten — ich schrieb sie eben — in diesem Zusammenhange, daß ich das Verhalten meiner deutschen Freunde gegen mich stigmatisire, das absolute In-Stich-gelassen-sein mit Ehre wie mit Philosophie. — Sie kommen, eingehüllt in eine artige Wolke von Glorie, auf einmal zum Vorschein . . .“ Auch in der Korrespondenz der nächsten Zeit mit dem Verlag ist von Nachträgen häufiger die Rede. Nachdem ein Schreiben vom 25. Nov. „die gleiche Ausstattung“ wie die *Götzendämmerung* für das *Ecce homo* festgesetzt, und sonst dieses Werk nur in einem Satzanfange gestreift hat („Sobald *Ecce homo* *gewirkt* hat — es wird ein Erstaunen ohne Gleichen hervorrufen“), bringt die Beilage zu dem Briefe vom 26. Nov. für die Chronologie der Entstehung und Drucklegung wichtigere Aufschlüsse. Auf einer Kopie des Briefes, in dem mit den Worten: „Sobald „*Ecce homo*“ heraus ist, bin ich der erste Mensch, der jetzt lebt“ auf unser Werk Bezug genommen wird, findet sich von der Hand der Schwester Nietzsches die Notiz: „Zettel: Anbei ein Nachtrag zum E. h., — es wird noch mehr kommen. Das Papier, worauf ich schreibe, gefällt mir am besten.“ Und darunter: „Antwort von C. G. Naumann, Karte 29. Nov. 1888: „Nachträge zum *Ecce homo* sind noch nicht angekommen.“ Dieser Zettel Nietzsches, wie die Karte Naumanns sind aber in der Urschrift nicht aufzufinden. Doch geben

die folgenden Originalschreiben, die von einer Umarbeitung des MS. handeln, unzweideutigen Aufschluß darüber, daß Nachträge an den Verlag von Turin abgegangen sein müssen. Nietzsche fordert in einer Karte vom 27. Nov. (laut Poststempel) den zweiten Teil des MS. zur Einfügung neu hinzugekommener Stücke zurück. „Ich werde Sie bitten müssen, den zweiten Teil des MS. mir noch einmal zurückzuschicken, da ich Einiges noch hineinlegen will. Es könnte sonst Confusion geben. Also die ganze *zweite* Hälfte des MS. von dem Abschnitt an, der als Ueberschrift hat: *Also sprach Zarathustra*. Ich nehme an, daß dies im Druck keinen Augenblick Verzögerung macht, da ich das MS. unmittelbar zurückschicke, und zunächst noch eine Menge MS. in Arbeit ist. —“ Auf einer Karte (Poststempel verwischt, vermutlich 1. Dez. 88) an den Verlag, meldet Nietzsche den Empfang der zweiten Hälfte, erbittet aber das *ganze* MS. zurück, vor allem auch die ‚Nachträge‘ zur zweiten Hälfte, die der ersten Sendung nicht beigelegt wurden (weil sie vermutlich noch nicht bei dem Leipziger Verlag angelangt waren). „Soeben kam das MS. in meine Hände; da aber demselben die zugehörigen *Nachträge* nicht beiliegen, so wäre meine Arbeit daran jetzt umsonst, es würde eine große Confusion abgeben. Unter diesen Umständen bitte ich mir das *ganze* MS. noch einmal zurück, von Anfang an, selbst wenn schon Etwas gedruckt sein sollte; ebenfalls alles später Geschickte. Ich will Ihnen ein M. liefern so gut wie das letzte, auf die Gefahr hin, daß ich noch eine Woche den Abschreiber mache. *Zeit* zu verlieren ist ja nicht dabei; aber ein Monat früher oder später ist einerlei. —“ In einem Brief vom 2. Dez. an Gast heißt es: „Druckbogen (sc. vom Ecce — der Herausgeber) werden jetzt wohl noch ausbleiben: ich habe gestern das ganze Manuscript noch einmal zurückverlangt.“ Der Verlag meldet zu Anfang der ersten Dezemberwoche den Abgang des MS. nach Turin; am 3. Dez. schreibt die Firma an Nietzsche: „Antwortlich Ihrer Karte vom 1. d. M. übersende ich Ihnen heute per eingeschriebenem Kreuzband das gewünschte MS., von dem Seite 6b gar nicht in meinen Besitz gelangt ist, zurück. Eine nochmalige Abschrift halte ich zwar nicht für notwendig, doch möchte ich Ihnen dann eine genaue Korrektur besonders empfehlen, obgleich ich selbst eine solche mir werde angelegen sein lassen.“ Bis zum

6. Dezember sind die Umarbeitungen beendet. Das an diesem Tage abgesandte Telegramm an den Verlag meldet: „MS. zurück. Alles umgearbeitet.“ — Ein Zettel, der vermutlich dem MS. beilag, äußert sich zur *Uebersetzerfrage* also: „Hiermit kommt das MS. zurück; es ist jetzt Alles in vollkommener Ordnung; auch wird nichts meinerseits geändert. Ich verhandle aber wegen einer *französischen* und *englischen* Uebersetzung, die zu gleicher Zeit erscheinen müßten. Zu diesem Zwecke würden wir von jedem fertigen Bogen Exemplare zu versenden haben. Ueber die Zahl der Exemplare überhaupt kann ich heute noch nichts bestimmen. Vielleicht machen wir zwei Auflagen; eine kleine (c. 1000) auf dem *guten* Papier und eine weit größere mit andrem Papier. —“ Den 8. Dez. schreibt Nietzsche an Gast: „Das ‚*Ecce homo*‘ ist vorgestern an C. G. Naumann abgegangen, nachdem ich es, zur letzten Gewissens-Beruhigung, noch einmal vom ersten bis zum letzten Wort auf die Goldwage gelegt habe. Es geht dermaßen über den Begriff ‚Litteratur‘ hinaus, daß eigentlich selbst in der Natur das Gleichniß fehlt: es sprengt, wörtlich, die *Geschichte* der Menschheit in zwei Stücke — höchster Superlativ von *Dynamit* ... [—] Ueber die *dritte* und *vierte* Unzeitgemäße werden Sie im *Ecce homo* eine Entdeckung lesen, daß Ihnen die Haare zu Berge stehn, — *mir* standen sie auch zu Berge. Beide reden nur von mir, *anticipando* ... Weder Wagner, noch Schopenhauer kamen psychologisch drin vor ... Ich habe beide Schriften erst seit 14 Tagen *verstanden*.“

Und nun beginnt der Konkurrenzkampf zwischen der indessen entstandenen Abhandlung Nietzsche contra Wagner, der Götzendämmerung und dem *Ecce homo* um die Priorität der Veröffentlichung. Die wechselnden Entschliefungen des Verfassers werden dabei hauptsächlich durch den Wandel im Stand der *Uebersetzungsfrage* bedingt. Den 15. Dez. (laut Vermerk des Empfängers) kündigt Nietzsche Naumann die Uebersendung des MS. von Nietzsche contra Wagner an und bittet ihn, die Schrift vor dem *Ecce* zu drucken. „Mein Wunsch wäre, daß wir diese kleine Sache *sofort* absolviren. Ich gewinne dadurch auch noch Zeit, die Uebersetzer-Frage in Bezug auf das *Ecce homo*, die bis jetzt wenig Chance hat, neu aufzunehmen. Zum mindesten möchte ich eine *franz.* Uebersetzung aber ein Meisterstück von Uebersetzung haben.“ Im gleichen Sinne heißt es in dem Brief an Gast

vom 16. Dez.: „Ich habe gestern ein Manuscript an C. G. Naumann geschickt, welches zunächst, also *vor* *Ecce homo*, absolviert werden muß. Ich finde die *Uebersetzer* für ‚*Ecce*‘ nicht: ich muß einige Monate den Druck noch hinausschieben. Zuletzt eilt es nicht. [—] Ich sehe jetzt mitunter nicht ein, wozu ich die *tragische* Katastrophe meines Lebens, die mit ‚*Ecce*‘ beginnt, zu sehr beschleunigen sollte.“ Inzwischen war der 1. Druckbogen vom *Ecce* (laut Stempelvermerk auf der Korrektur) am 15. Dez., der zweite am 18. Dez. gleichzeitig an Gast und an Nietzsche abgesandt worden, am 18. Dez. (laut Nietzsches eigenhändiger Angabe auf dem Bogen) hat der erste Bogen das ‚druckfertig‘ erhalten. Den 17. Dez. (nach dem Inhalt des undatierten Schreibens zu vermuten) schreibt Nietzsche an Naumann: „Wir wollen 2 Bogen vom *Ecce homo* drucken und *einige Abzüge* auf gutem Papier davon machen, damit ich meinen französischen und englischen Uebersetzern resp. Verlegern einen deutlichen Begriff davon geben kann, welcher Art das Werk ist. Diese Abzüge bitte ich mir hierher aus — (folgt Angabe der Uebersetzer). Wenn die zwei Bogen erledigt sind, gehen wir an *Nietzsche contra Wagner*. Einige Wochen werden noch hingehen, ehe alle die Preliminarien mit Uebersetzern und Verlegern in Paris und London erledigt sind. —“ Den 18. Dez. (laut Poststempel) gibt Nietzsche auf einer Postkarte dem Verlag veränderte Anweisung über die Proben, die an die Uebersetzer des *Ecce* gesandt werden sollen. „Alles wohl erwogen, scheint es mir für den angedeuteten Zweck nützlicher, statt des *zweiten* Bogens das *Titelblatt*, das *Vorwort* und das *Inhalts-Verzeichniß* zu drucken. Das zusammen giebt dann eine deutliche Vorstellung. Eine ungefähre Berechnung der *Bogenzahl* wäre ebenfalls nöthig. [—] Sollte der 2te Bogen schon halb oder ganz gedruckt sein, so nehmen wir ihn mit dazu.“ Da entschließt sich Nietzsche noch einmal anders und ordnet auf einer Postkarte vom 20. Dez. (laut Poststempel) die Drucklegung des *Ecce vor Nietzsche contra Wagner* an. „Eine neue Erwägung überzeugt mich, daß wir durchaus *Ecce homo* erst fertig drucken müssen, und daß nachher erst N. c. W. an die Reihe kommt. Alle Verhandlungen mit Verlegern, Schriftstellern o. meinen eignen Anhängern kann ich nur mit den *fertigen* Exemplaren machen: ein Andres ist die *Zeit* der Veröffentlichung. [—]

Die *Zahl* der Exemplare — können Sie mir einmal einen ungefähren Kostenüberschlag für 1000 gute Exemplare u. 4000 auf geringerem Papier machen? — Das Exemplar des *Bogens 1* ist an mich nicht angekommen, bitte mir mit Bogen 2 eins mitzusenden.“ (Es handelt sich um Proben für die Uebersetzer, nicht um Korrekturen.) Eine Depesche an den Verlag vom 20. Dez. „Ecce vorwärts. Nietzsche“ zeigt, wie ernst dieser Entschluß gemeint war. Am gleichen Tage geht eine zweite Karte (laut Poststempel) an den Verlag, welche die Uebernahme des ‚Intermezzo‘ aus Nietzsche contra Wagner in das ‚Ecce homo‘ anordnet. „Ich habe ein einzelnes Blatt, mit der Ueberschrift Intermezzo, an Sie abgesandt, mit der Bitte, es in N. contra W. einzulegen. Jetzt wollen wir es lieber, wie es ursprünglich bestimmt war, in *Ecce* einlegen: und zwar in das *zweite* Hauptcapitel (Warum ich so klug bin) als *Abschnitt 5*. Demnach sind die folgenden Ziffern zu ändern. Der Titel ‚Intermezzo‘ natürlich *weg*.“ Die Korrespondenz mit Gast vom 22. Dez. bestätigt diese Ausführungen und äußert zum ersten Mal den Plan, den Dionysos-Dithyrambus ‚Von der Armuth des Reichsten‘ mit in die Autobiographie aufzunehmen. „Die Schrift ‚N. contra W.‘ wollen wir nicht drucken. Das ‚Ecce‘ enthält alles Entscheidende auch über diese Beziehung. Die Partie, welche, unter Anderm, auch den maestro Pietro Gasti bedenkt, ist bereits in ‚Ecce‘ eingetragen. Vielleicht nehme ich auch das Lied Zarathustra’s — es heißt ‚Von der Armuth des Reichsten‘ — noch hinein. Als Zwischenspiel zwischen zwei Hauptabschnitten.“ Den 22. Dez. schreibt die Firma Naumann an Nietzsche: „Angesichts dieses Umstandes bin ich nun im Zweifel, ob Sie wirklich von deren (sc. der Schrift N. c. W. Der Herausgeber) Drucklegung absehen wollen, *in welchem Falle ich mit dem Capitel Intermezzo wie angegeben verfahren müßte*. — Vom Ecce ist noch kein Bogen gedruckt, da die neue Papiersorte erst Anfang nächsten Jahres eintrifft. Um Ihrem Interesse zu dienen, werde ich jedoch gleich von den *ersten zwei Bogen* morgen einige Preßabzüge machen lassen und deren Versendung nach Angabe bewirken, wie ich dies auch mit den zur Versendung aufgegebenen vier Exemplaren der mit meiner Firma versehenen vier Werke that.“ Am 27. Dez. greift Nietzsche in Briefen an Naumann und den Musikschriftsteller Fuchs doch wieder auf den Entschluß zurück, der Wagner-Schrift in der Veröffentlichung den Vor-

tritt zu lassen. Zugleich meldet er dem Verlag die Absendung des zweiten Korrekturbogens ‚*Ecce*‘ und der ersten Bogen von Nietzsche contra Wagner. „Sehr verbunden für den Eifer, mit dem der Druck vorwärts geht. Ich habe sowohl den 2. Bogen *Ecce* als die 2 Bogen N. contra W. druckfertig an Sie zurückgeschickt. [—] Alles erwogen, wollen wir im Jahre 1889 die *Götzen-Dämmerung* und *Nietzsche contra Wagner* herausgeben. [—] *Ecce homo*, das, sobald es fertig ist, in die Hände der Uebersetzer überzugehen hat, könnte keinesfalls vor 1890 fertig sein, um in den drei Sprachen zugleich zu erscheinen. Für die *Umwertung aller Werthe* habe ich noch gar keinen Termin. Der Erfolg von *Ecce homo* muß hier erst vorangegangen sein. — Daß *das* Werk druckfertig ist, habe ich Ihnen geschrieben.“ Die Zeilen aus dem Schreiben an Fuchs lauten: „Alles erwogen, lieber Freund, hat es von jetzt ab keinen Sinn mehr, *über* mich zu reden und zu schreiben; ich habe die Frage, *wer ich bin*, mit der Schrift, an der wir drucken, ‚*Ecce homo*‘, für die nächste Ewigkeit ad acta gelegt. Man soll sich fürderhin nie um mich kümmern, sondern um die Dinge, derentwegen ich da bin. [—] Zunächst wird ‚*Nietzsche contra Wagner*‘ herauskommen: wenn alles geräth, auch noch französisch.“ Den 29. Dez. ist die Idee, einen Dionysos-Dithyrambus dem *Ecce homo* einzufügen, zum Entschlusse gereift und das Gedicht an den Verlag abgesandt worden: „Mich bestens für Ihre soeben erhaltene Mittheilung bedankend, möchte ich Sie bitten, die Fortsetzung der Drucklegung des *Ecce* anzuordnen, sobald N. c. W. fertig ist. Einstweilen kommt *Ecce* auch für Uebersetzungs-Pläne noch nicht in Betracht. [—] Ein Rest von MS., lauter extrem wesentliche Sachen, darunter das Gedicht, mit dem *Ecce Homo* schließen soll, ein non plus ultra an Höhe und Erfindung — ist heute *ingeschrieben* an Sie abgegangen. [—] Ich bin Ihrer Meinung, daß wir auch für *Ecce* die Zahl von 1000 Exemplaren nicht überschreiten wollen: 1000 Exemplare in Deutschland ist für ein Werk hohen Stils vielleicht schon ein wenig verrückt, — in Frankreich rechne ich, *allen Ernstes*, auf 80 bis 40,000 Exemplare. —“ Dann folgt auf einer Karte vom 30. Dez. (laut Poststempel) die Anordnung, einen Satz in dem oben erwähnten ‚*Intermezzo*‘ über Wagners Siegfried-Idyll und Liszts Orchestrierung einzufügen; am 31. Dez. wird in einem Schreiben an Gast auf den

Inhalt des *Ecce* Bezug genommen: „Sie werden im *Ecce homo* eine ungeheure Seite über den Tristan finden, überhaupt über mein Verhältniß zu Wagner. Wagner ist durchaus der erste Name, der in E. h. vorkommt. — Dort, wo ich über Nichts Zweifel lasse, habe ich auch hierüber den Muth zum Aeußersten gehabt.“ Am 1. Jan. 1889 (laut Poststempel) erbittet sich Nietzsche auf einer Postkarte vom Verlag die Rücksendung des Schlußgedichts aus: „ich muß mir das Gedicht noch einmal ausbitten, das den Schluß vom *Ecce homo* macht: es heißt *Ruhm* und *Ewigkeit*, — ich habe es erst zu allerletzt geschickt.“ Die Depesche vom 2. Jan. 1889 lautet: „Manuscript der zwei Schlußgedichte.“ Ein nicht abgesandter Zettel, vermutlich vom nämlichen Tage, gibt, in den großen Schriftzügen der Krankheit, dazu den Kommentar; es handelt sich um die gewünschte Rücksendung des Gedichts ‚Von der Armuth des Reichsten‘, das den Schluß von Nietzsche contra Wagner machen sollte, und des Schlußgedichts zur Selbstbiographie. Ob eine Uebersetzung der Gedichte, ob ihre Zurückziehung dabei geplant war, vermögen wir nicht zu bestimmen: „Die Ereignisse haben die kleine Schrift Nietzsche contra Wagner vollständig überholt: senden Sie mir umgehend das Gedicht, das den Schluß macht, ebenso wie das letztgesandte Gedicht ‚Ruhm und Ewigkeit‘. Vorwärts mit *Ecce!*“

Es ist das letzte Dokument, das wir von Nietzsches Hand über unsre Schrift besitzen.

Von nun an hatten fremde Augen über der Herausgabe der noch unveröffentlichten Werke zu wachen. Da durch Nietzsches Mutter Overbeck in Basel die Sorge um das litterarische Vermächtnis des Kranken anvertraut worden war, so wurden über das Schicksal des *Ecce* die Verhandlungen zunächst zwischen dem Verlag, Overbeck und Gast geführt. Am 16. Jan. 1889 schreibt Overbeck an C. G. Naumann: Vom ‚*Ecce homo*‘ und seinem Inhalt wisse er nur durch eine kurze Notiz aus einem Brief Nietzsches vom 13. November; er bitte aber um die Zusendung des MS.; einer Veröffentlichung des Werkes sei er persönlich zwar abgeneigt, besäße jedoch „weder Vollmacht noch den Wunsch“, die Frage allein zu entscheiden. Daraufhin wurde der Druck eingestellt. Am 24. Febr. folgt ein Brief ähnlichen Inhalts, am 8. März erläßt Overbeck die Weisung, das *Ecce homo* vorläufig nicht zu drucken

und den Satz der ersten zwei Bogen auseinanderzunehmen: „Sehr geehrter Herr. Wir sind mit Herrn K.¹⁾ (Köselitz, Peter Gast — der Herausgeber) übereingekommen, jetzt vom Druck von *Ecce homo* abzu-
sehen. Ich ersuche Sie daher, den Satz der ersten zwei Bogen auseinanderzunehmen. [—] Ob Sie vor der Auseinandernahme von *Ecce homo* zur Ersparung der Setzerkosten bei einer etwaigen späteren Publikation von den zwei ersten Bogen eine kleine Auflage drucken wollen, stelle ich Ihnen anheim.“ Eine Randnotiz der Firma auf dieser Karte besagt, daß daraufhin der „Zettel abgeschlossen und der Satz auseinandergenommen“ wurde. Die Handschrift verblieb in der Hut von Peter Gast, der im Frühjahr 1889 eine Kopie von ihr nahm und den Urtext Ende des Jahres 1893 Frau Förster-Nietzsche persönlich aushändigte. Die Motive, welche Overbeck den Verwandten des Philosophen für seine Handlungsweise angegeben hatte, blieben auch dem Nietzsche-Archiv zunächst maßgebend. Nach reiflichen Erwägungen, denen wir an diesem Orte nicht nachzugehen haben, hat es im vorigen Jahre die Herausgabe der Schrift in's Werk gesetzt.

Der Veröffentlichung liegt das von Nietzsche eigenhändig geschriebene Druckmanuscript zu Grunde, wie es das Archiv seinerzeit übernahm, aufbewahrte, und dem Herausgeber im März dieses Jahres übergab.

Die Handschrift umfaßt etwa 50 ziemlich dünne, glatte, weiße, mit Bleistiftliniierte, ganz oder teilweise beschriebene Blätter (Folioformat, durch Anfügungen oder Beschneidungen manchmal verlängert oder verkürzt) und 24 Seiten ursprünglich kleineren Formats, von rauhem, dicken, gelblichen, ebenfalls linierten Papier. Die Paginierung, bald rein zahlenmäßig, bald mit Hilfe von Buchstaben (S. 6a, 6b usw.) fortschreitend, stammt von Nietzsches eigener Hand — mit Ausnahme einiger Nachträge, bei denen der Verfasser ihre Stellung durch Angabe des Kapitels und Absatzes dem Drucker kenntlich machte. Das Gleiche gilt von der Numerierung der Absätze innerhalb der einzelnen Kapitel, wo nur durch nachträgliche Einfügungen entstandene Verschiebungen, der Absicht des Autors gemäß, von Peter Gast oder

¹⁾ Zu den Verhandlungen zwischen Overbeck und Gast vgl. die Briefe Overbecks an Gast (Neue deutsche Rundschau, 1906, I. Bd.) vom 5./1., 27./1., 4./2., 9./2., 23./2. 1889, aus denen hervorgeht, daß Overbeck nur mit Mühe Gast, der zu sofortiger Publikation des *Ecce riet*, zu seiner Ansicht überreden konnte.

dem Faktor mit den entsprechenden Ziffern bezeichnet worden sind. Das MS. ist von Anfang bis zu Ende deutlich und sauber geschrieben, so daß es auch von jedem Ungeübten im Ganzen mühelos und glatt heruntergelesen werden kann. Veränderungen sind entweder durch Streichungen (mit Blei oder Tinte) oder durch Ueberklebungen bewirkt worden. In beiden Fällen wurde die ursprüngliche Fassung vom Herausgeber kopiert, um sie einer späteren kritischen Ausgabe nutzbar machen zu können. Für diese wären dann auch die Vorarbeiten und Varianten, wie sie die drei Oktav-Hefte (W. XIV, XV, Z. I bezeichnet) und eine Anzahl von Zetteln aufweisen, ausführlich heranzuziehen. Die Korrekturen Nietzsches im MS. sind mit peinlicher Genauigkeit angebracht; auch die durch Platzmangel bedingten gelegentlichen Zusätze in Miniaturschrift sind kleine graphische Meisterstücke, so lesbar ist jeder Buchstabe, und so genau zwängt sich die Einfüggungsklammer über einer Zeile etwa zwischen dem Komma und dem Endbuchstaben des vorigen Wortes ein. Orthographische oder grammatische Schreibversehen sind sehr selten und wohl seltener als beim Durchschnitt zum Druck eingereichter Manuscripte.

Ein laut Aussage von Frau Förster-Nietzsche nach Paraguay gesandtes, in der Kopie noch erhaltenes Blatt, das einen Einfüggungsvermerk für das Ecce trug, mit Invektiven gegen den Schwager und die Freunde, ist, als dem echten Nietzsche nicht zugehörig, von der Veröffentlichung ausgeschlossen worden. Es handelt sich wohl um einen jener heftigen Ergüsse, wie sie auch sonst im Försterschen Nachlasse gefunden und zum Teil vernichtet wurden, mit bereits hemmunglosen Ausfällen gegen Bismarck, den Kaiser, u. a. m. (Bi. IIb, S. 921). Schon der Umstand allein, daß ein Nachtrag für das Ecce statt an den Verlag in Leipzig, nach Süd-Amerika dirigiert wurde, zeigt, daß wir es vermutlich mit einem Blatt aus den ersten Tagen des Zusammenbruchs zu tun haben. Möglicherweise ist auch ein ähnlicher dem Verlag zugesandter nicht mehr vorhandener Zettel für das Ecce bestimmt gewesen.

Auf S. 9 bis 33 (Zeile 23) folgt der Text den von Nietzsche selbst mit dem ‚druckfertig‘ versehenen Korrekturbogen, die übrigens gegen das MS. nur ganz unerhebliche Abweichungen aufweisen. Auf diesen Bogen sind die Verbesserungen (von Peter Gast, denen Nietzsche

seine eigenen hinzufügte) berücksichtigt worden. In allen übrigen Teilen blieb die Originalhandschrift selbst für die Veröffentlichung maßgebend. Der erst für ‚Nietzsche contra Wagner‘ bestimmte, sodann ins Ecce verwiesene Abschnitt ist in der ersten privaten Ausgabe von Nietzsche contra Wagner unter dem Titel ‚Intermezzo‘ bereits abgedruckt, in den späteren Ausgaben wieder fortgelassen, Nietzsches ausdrücklicher Bestimmung gemäß als 6. Abschnitt des 2. Kapitels in unsere Schrift aufgenommen worden.

Die *Citate* aus Nietzsches Werken wurden nur richtiggestellt, soweit sie augenfällige Abschreibefehler enthalten. Der Herausgeber getraut sich nicht zu entscheiden, ob die zwar niemals sehr weit gehenden Abweichungen in Interpunktion und Text vom Verfasser selbst, dem doch die Vorlagen zur Hand waren, beabsichtigt sind. Wo Nietzsche Quellennachweise gibt, beziehen sie sich natürlich auf die früheren Ausgaben der Werke.

An Stelle aller nachweislich von Peter Gast in das MS., das er zum Korrekturlesen im Herbst 1888 bei sich hatte, eingetragenen Aenderungen — Nietzsche pflegte ihm für Verbesserungen Vollmacht zu erteilen (vgl. Briefe Bd. 4, S. 392; „im Übrigen ersuche ich Sie, mir jede Art von Ausstellung, von Wort- und Geschmackskritik zu machen“; vgl. ebenda S. 403, und S. 80/81 unsres Werkes) — ist wieder die ursprüngliche Fassung getreten; auch zwei unerhebliche Aenderungen, die sich auf Angaben Nietzsches in den Tagebuchnotizen Gasts aus jenen Tagen stützen, sind, weil sie nicht mehr durch dokumentarische Zeugnisse von des Autors Hand belegt werden können, in den Text nicht eingetragen worden.¹⁾ Von den Namen Lebender, die im MS. aufgeführt werden, brauchten wir keinen zu löschen; daß dies auch für S. 53, Z. 12 ff. gelten durfte, verdankt

¹⁾ Nur an zwei längeren Stellen läßt sich aus der Eigenart der Striche und den Erinnerungsaussagen Peter Gasts bloß *wahrscheinlich* machen, daß die Streichung im MS. von Nietzsches Hand herrührt. Die erste Stelle war S. 50 unsres Textes, Z. 4 von oben nach „verachten lehrte“ eingefügt; sie ist von Peter Gast damals in dessen Kopie des Ecce übernommen worden und lautet: „Unsre jetzige Cultur ist im höchsten Grade zweideutig . . . Der deutsche Kaiser mit dem Papst paktirend, als ob nicht der Papst der Repräsentant der Todfeindschaft gegen das Leben wäre! . . . Das, was heute gebaut wird, steht in drei Jahren nicht mehr. — Wenn ich mich darnach messe, was ich *kann*, nicht davon zu reden, was hinter mir drein kommt, ein Um-

sich der Weitherzigkeit der Herren Dr. Widmann und Carl Spitteler, welche mit dem getreuen Abdruck dieser Stelle ihr Einverständnis erklärten; übrigens hatte sich Nietzsche früher zu den Besprechungen im „Bund“ sehr freundlich geäußert, und sein Urteil schlug wohl erst um, als das Gefühl des Abstands von allen Zeitgenossen ins Maßlose gestiegen war.

Die wenigen orthographischen, grammatikalischen und Interpunktions-Versehen sind vom Herausgeber beseitigt worden, aber nur solche, bei denen es sich um einen ganz offenkundigen Lapsus der Feder handelte. Die Orthographie ist in zweifelhaften Fällen im Sinne der von Nietzsche selbst veröffentlichten Schriften vereinheitlicht worden. Das erschien notwendig, weil die Rechtschreibung des MS., besonders was die Fremdworte anlangt, mit den zwei gedruckten Bogen nicht immer übereinstimmte, und die Orthographie dieser Bogen in sich wieder Schwankungen aufwies, so daß auch sie nicht zur Norm dienen konnte.

Bis auf diese wenigen, rein äußerlichen Varianten ist das Originalmanuscript von der ersten bis zur letzten Silbe wortgetreu reproduziert worden.

2

Durch zwei Jahrzehnte stürmischer Kulturentwicklung ist der Abstand von der Persönlichkeit und der Lehre Nietzsches allmählich groß genug geworden, um den Einsichtigen eine verständnisvolle Aufnahme und gerechte Würdigung auch *des* Werkes zu ermöglichen, auf dem, wie auf keinem anderen, die geistige Gewitterspannung unheil kündend und unruhvoll lastet. Es wäre ein leichtes gewesen, durch (nicht gar so viele) Streichungen ein vollendetes, fleckenloses Buch aus diesen Selbstbetrachtungen zusammenzuschneiden. Aber Nietzsches Schaffen, Schicksal und Persönlichkeit als Ganzes, mit sturz, ein Aufbau ohne Gleichen, so habe ich mehr als irgend ein Sterblicher den Anspruch auf das Wort Größe.“

Die zweite Stelle bildete den Schluß des Abschnitts „Der Fall Wagner“ (S. 115 unsres Textes): „Soeben schreibt mir noch, damit auch die Freunde nicht fehlen, eine alte Freundin, sie *lache* jetzt über mich . . . Und dies in einem Augenblicke, wo eine unsägliche Verantwortlichkeit auf mir liegt, — wo kein Wort zu zart, kein Blick ehrfurchtsvoll genug gegen mich sein kann. Denn ich trage das Schicksal der Menschheit auf der Schulter —.“

allen Lichtern und allen Schatten, steht uns höher als isolierte Züge oder Einfälle, und seien es auch die glänzendsten. Die Dimensionen, welche diese Gestalt für das religiöse, sittliche, kulturelle Leben um die Jahrhundertswende besitzt, geben die Berechtigung, von allem, was ihrem Sein, Wirken oder Geschick zugehört, die Bekanntmachung zu fordern, legen aber auch die Pflicht auf, jede noch so befremdende, vielleicht abstoßende Aeußerung — ganz gleich, wie wir zu ihrem Inhalt sachlich stehen mögen — mit geziemender Ehrfurcht in die richtige Höhenschicht zu erheben.

Doch werden für die Lektüre des *Ecce* noch darüber hinausgehende Voraussetzungen von Nutzen sein. Unter ihnen ist Klarheit über das Grundverhältnis, in dem *Persönliches und Unpersönliches* bei Nietzsche stehen, wohl eine der wesentlichsten. Ueber der unbestreitbar richtigen und fast zum Gemeinplatz gewordenen Einsicht, daß hier nicht „reines“, unpersönliches Erkennen, vielmehr Willens- und Gefühlsrichtungen als Träger der persönlichsten Eigenart auch die subtilsten Gedankenverästelungen bestimmt, ja gezeugt haben, vergaß man die nicht minder sichere und gewiß ebenso wichtige Tatsache, daß alles Denken und Erleben dieses Geistes niemals zum Frommen der eigenen Person, ihrer Ehre, ihres Selbstgefühls, ihres Glücks sich vollzog; vielmehr ganz im Dienste *sachlicher* Werte, der Entwurzelung veralteter, der Pflanzung jugendkräftiger Triebe und Vorstellungen. Der Schöpfer verwächst in allen Fasern seiner Persönlichkeit mit einem außerpersönlichen Ziel — das Individuum ist bloß das Mittel, das sich für einen höheren Zweck in die Schanze wirft. Nur wer zwischen den Aussprüchen „ich habe meine Schriften jederzeit mit meinem ganzen Leib und Leben geschrieben: ich weiß nicht, was rein geistige Probleme sind“ (W. XI, 382) und „ich, der unpersönlichste Mensch, den es vielleicht gegeben hat“ (Brief an Naumann) keinen Widerspruch, vielmehr die unterirdische Einheit herauspürt, besitzt den Blick, mit dem eine Selbstbiographie solcher Naturen gelesen sein will. Fühlt sich das Selbst bis aufs Mark und bis ins feinste Geäder seines Wesens im Bann einer großen selbstlosen Mission, so fühlt es seine Wichtigkeit, und damit auch die Wichtigkeit, sein Tiefstes und Zartestes, ja alltäglichstes Gebaren sich und anderen kenntlich zu machen. Aber niemals darf der Leser darüber

vergessen, wie es der Autor in den Zeiten der Sammlung nie vergaß, wozu und warum dieses Ich *letzten Endes* sich so wichtig dünkt. Ja, gerade die völlige Hingabe an das selbstlose Ideal kann die Seele so eins werden lassen mit ihrem höchsten Ziele, daß zwischen Mittel und Zweck kaum ein Unterschied mehr empfunden, und auf das Ich, das nur noch als *verkörperte Aufgabe* sich fühlt (theologisch gesprochen: als Sprachrohr Gottes), die ganze Bedeutung dieser Aufgabe übertragen wird. Dann erscheint, von außen gesehen, als starke Selbstüberhebung, was, von innen gesehen, auf enthusiastischer Selbstunterordnung beruht.¹⁾

Um die dämonischen Züge dieses Werks zu erfassen, bedarf es ferner der Besinnung darauf, daß gerade hier die verschiedenen Begabungen seines Schöpfers in einer Weise und in einem Grade zusammenschwingen, an die sich auch ein verfeinertes Hirn erst gewöhnen muß. Kaum ein Abschnitt, der nicht zugleich von wissenschaftlichen, künstlerischen, prophetischen Absichten eingegeben wäre! Kaum einer, in dem nicht gewaltige Entladungen den ruhigen Fluß der Darstellung unterbrechen, oder in noch überraschenderem Stimmungswechsel auf eine furchtbare Detonation das Scherzo der übermütigen Einfälle sich ergießt. Es sind psychologische, ästhetische, religiöse *Grenzvisionen*, die an Auge, Ohr und Geist des Lesers im bunten Wechselspiel vorüberziehen. So gehört viel seelische Differenziertheit und Beweglichkeit dazu, in dieser tragischen Symphonie der Verwebung ihrer Motive willig und verstehend zu folgen.

Zu den Rauscharten seelischer Natur gesellt sich der physiologische Erregungszustand, der wenige Wochen nach Abschluß des Manuscripts und wenige Tage nach den letzten Aenderungen, am 3. Januar 1889, den stolzen Geist für immer zu Falle brachte. Kein Zweifel, daß die Autobiographie als Ganzes und im Einzelnen anders lauten würde, wenn die Katastrophe der geistigen Umnachtung gar nicht

¹⁾ Man lese daraufhin noch einmal die Eingangsworte: „In Voraussicht, daß ich über Kurzem mit der schwersten Forderung an die Menschheit herantreten muß, die je an sie gestellt wurde, scheint es mir unerlässlich, zu sagen, *wer ich bin*. . . Unter diesen Umständen giebt es eine Pflicht, gegen die im Grunde meine Gewohnheit, noch mehr der Stolz meiner Instinkte revoltiert, nämlich zu sagen: „*hört mich! denn ich bin der und der!*“

oder doch nicht so bald hereingebrochen wäre. Es hieße Nietzsche einen üblen Dienst erweisen, und müßte das Lächeln eines jeden Mediziners erregen, wenn der hierdurch bedingte Einschlag verschwiegen oder verschleiert werden sollte. In dem Sinne hat auch schon Frau Förster-Nietzsche in ihrer Biographie (Bi. IIb, S. 891) auf die krankhaften Züge besonders der späteren Partien des *Ecce homo* hingewiesen. Aber ohne einen hohen Grad philosophischen, künstlerischen, medizinischen und — menschlichen Taktes wird man die Grenzen zwischen den krankhaft bedingten und den übrigen Stellen hier auch nicht einmal ahnen können; genau bestimmen oder gar als solche beweisen wird man sie nie. Und vor allem eines: zwischen den logischen, ästhetischen und religiösen Werten auf der einen Seite, den hygienischen auf der anderen, besteht keine direkte Zuordnung, so daß beide miteinander steigen und fallen müßten, wie man wohl von Nur-Medizinern in leichtfertiger Vereinfachung behaupten hört; sondern es waltet hier ein sehr verwickeltes und mittelbares Verhältnis. Und die Verwicklung wächst mit der Genialität der schöpferischen Persönlichkeit. Hölderlin hat eines seiner schönsten Gedichte in einem weit späteren Stadium der Erkrankung geschrieben.

In unserem Falle bleibt zunächst die Verkettung der Gedanken, ja ihr gesammter Inhalt von alledem unberührt. Die Lucidität und Durchsichtigkeit ist eine vollkommene. Auch die Stilisierung des Ausdrucks steht auf gewohnter, unveränderter Höhe. Nicht das Was, sondern das Wie, der Ton, die *Dynamik* der Aeüßerungen ist das Gebiet, auf dem die organische Erkrankung sich ankündigt. Sie treibt, musikalisch geredet, zu einem fortissimo, wo sonst ein mezzoforte gestanden hätte, oder auch zu einem capriccioso, wo ein maestoso am Platze wäre. Immer handelt es sich dabei um einen Ausfall von Hemmungen, der durch die unnatürliche Vereinsamung und den Mangel an jeglicher Resonanz bei der Mitwelt für den mit goldenen Gaben übertoll beladenen Geist noch besonders erleichtert wurde. Es ist, als ob die beengenden Bande von Raum, Zeit und Sitte von ihm gefallen wären, als ob er um jeden Preis noch vor dem hereinbrechenden Ende den ganzen Reichtum seiner Seele der Menschheit mit unerhörter Wucht entgeschleudern wolle. Alles Bedingte wird so

zum Unbedingten, alles Beschränkte zum Schrankenlosen entfesselt. So steht er in tragischer Größe vor uns, nicht durch eigene, sondern durch des Schicksals Schuld im rasenden Tempo der letzten Produktivität aller bedächtigen Ergänzungen spottend, deren jede neue „Wahrheit“ bedarf, und zu einem Radikalismus gelangend, der böswilligen oder engherzigen Blicken den Ewigkeitswert auch der geklärten und auf ein besonnenes Maß zurückgeführten Bekenntnisse entzieht. Aber es ist litterarische Ehrenpflicht für den reifen Leser, im stillen die natürlichen Bedingungen wiederherzustellen, die Augen hier länger verweilen, dort rascher hinweggleiten zu lassen, wenn anders er den echten Gehalt dieser Schrift zu erfassen strebt.

Im übrigen bewegen sich diese Uebersteigerungen in zweifacher Richtung: Bald führen sie zu grandiosen Ergüssen, die im Zustande vollkommener Gesundheit wohl nie erfolgt wären; bald zu peinlichen Aeüßerungen, von denen das gleiche gilt. Im einen Fall stehen wir hart vor der Psychologie der Prophetenseelen, bei denen in früheren Zeiten etwa die Gottesgesandtschaft Erlebnis ward. Man denke an die titanenhafte Formel ‚ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit‘, oder an das Vorwort und den Schluß unsres Werkes. Im anderen Fall — so in den Ueberschriften der ersten Kapitel, den Bemerkungen über Goethes Faust, gewissen Ausfällen gegen die Deutschen und das Christentum, einigen ungesunden Auswüchsen des Selbstbewußtseins — bleibt die atemlose Hast des schöpferischen Ueberschwangs in einem trivialeren Vorstadium stecken. Manchmal fehlt nur ein sprachbildender Schritt, und die Brücke von verzerrter Ironie zur Monumentalität wäre geschlagen. Wer etwa den Titel des ersten Abschnitts „Warum ich so klug bin“ mit dem des letzten „Warum ich ein Schicksal bin“ sinnend vergleicht, wird verstehen, was damit gesagt sein soll. Das sind keine nebelhaften Entwürfe von Möglichkeiten. Die mit der endgiltigen Fassung überklebten oder durchstrichenen Stellen des Manuscripts zeigen, wie der Verfasser sich bemüht, nachträglichen Hemmungen Rechnung zu tragen und die ärgsten Spitzen abzuschleifen. Es überall zu tun, blieb ihm versagt.

Hat man nun abgestoßen, was Nietzsches innerstem Wesen nicht mehr zugehört, so gilt es sich noch vor einem Mißverständnis zu

hüten, zu dem die Autobiographie großer Menschen so leicht verführt: Die Aeüßerungen solcher Genies über ihre eigenen Charakterzüge und Werke sind nicht immer für lautere Wahrheit zu nehmen. Die Einseitigkeit, welche das Genie zu Tiefblicken befähigt, die anderen Sterblichen verschlossen sind, bedingt gerade in der Selbstkritik, gemäß dem Gesetz von der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, das auch die Größten bändigt, zugleich Mißgriffe, die für den Epigonen oft nicht einmal eine Versuchung bedeuten. So macht gewiß die Aufweisung der Decadence-Anzeichen und ihres Gegenteils im eigenen Wesen ganze Fluten von Nietzsche-Litteratur überflüssig, die im Entweder-Oder befangen bald nur die eine, bald nur die andere Seite hier zu Gesicht bekam; aber wievieler Körnchen Salz bedarf es wohl, um die Bekenntnisse über den Mangel an ‚Ringem‘, an ‚Heroismus‘, an ‚pathetischer Haltung‘, an ‚Nerven‘ auf ihr richtiges Maß zurückzuführen? So rückt Nietzsche sein Schaffen und seine Art ab von allen Propheten, Religionsstiftern, ‚Idealisten‘, vergißt aber im Zorn der Kriegserklärung, daß der Prophet einer Religion des Diesseits, der Verkündiger neuer Ideale, nur einer bestimmten Gattung, nicht der ganzen Ordnung die Absage erteilen durfte. Wie lange hat die nämliche Täuschung, die einseitige Betonung der zerstörenden Bestandteile, das Verständnis Nietzsches aufgehalten! Aber was bei ihm selbst vor allem mißverständliche *Ausdrucksweise* war, durch die Moral, Religion, Ideal nur in der engeren Wortbedeutung getroffen, in einer weiteren aber nicht besonders ausgenommen wurden, gestaltete sich bei Freunden wie Feinden zu einer *sachlichen* Verfehlung, und der „Umwerter der Werte“ ward auf lange hinaus nur als der *Entwerter* gepriesen oder verdammt. Ingleichen bedeutet die Einsicht, daß die Grundgedanken der Zarathustra-Philosophie unter der fast entgegengesetzten Maske in der ersten Schriftengruppe zum Vorschein kommen, eine Entdeckung hohen Ranges — wir begreifen wohl, daß dem Verfasser „die Haare darüber zu Berge standen“, als er die Einheit der Phasen an sich als der erste gewahr wurde — aber die Erregung dieser Selbsterkenntnis bedingt wieder eine gewisse Ausschließlichkeit, kraft deren die Unterströmungen zu Hauptströmungen, entfernte Hintergründe in den Blickpunkt dieser Schriften verschoben wurden.

So stellt die Lektüre des Ecce homo Aufgaben, an die wir nur in den Stunden ernster Sammlung herantreten sollten. Dann bringen wir den guten Willen und den klaren Blick dafür mit, um „große Gedanken und ein reines Herz“ in uns überströmen zu lassen. Dann sind wir reif für den hohen tragischen Stil dieses Werkes — der aber ist nur der schöpferische Ausdruck für die Tragik einer in Wehen liegenden Kultur, deren erlösende Stunde noch nicht geschlagen hat.

Raoul Richter

INHALT

VORWORT	7
WARUM ICH SO KLUG BIN	14
WARUM ICH SO WEISE BIN	30
WARUM ICH SO GUTE BÜCHER SCHREIBE	52
☪ GEBURT DER TRAGÖDIE	63
☪ DIE UNZEITGEMÄSSEN	69
☪ MENSCHLICHES, ALLZUMENSCHLICHES	75
☪ MORGENRÖTHE	82
☪ LA GAYA SCIENZA	86
☪ ALSO SPRACH ZARATHUSTRA	87
☪ JENSEITS VON GUT UND BÖSE	102
☪ GENEALOGIE DER MORAL	104
☪ GÖTZEN-DAMMERUNG	105
☪ DER FALL WAGNER	108
WARUM ICH EIN SCHICKSAL BIN	116
RUHM UND EWIGKEIT	127
NACHWORT DES HERAUSGEBERS	133



DAS ECCE HOMO wurde für den Insel-Verlag zu Leipzig in 1250 Exemplaren (davon 150 auf Japan) bei Friedrich Richter in Leipzig gedruckt. Titel, Einband und Ornamente zeichnete Henry van de Velde.

Exemplar **965**





GETTY RESEARCH INSTITUTE



3 3125 01062 9166

